1,50 DM / Band 162
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

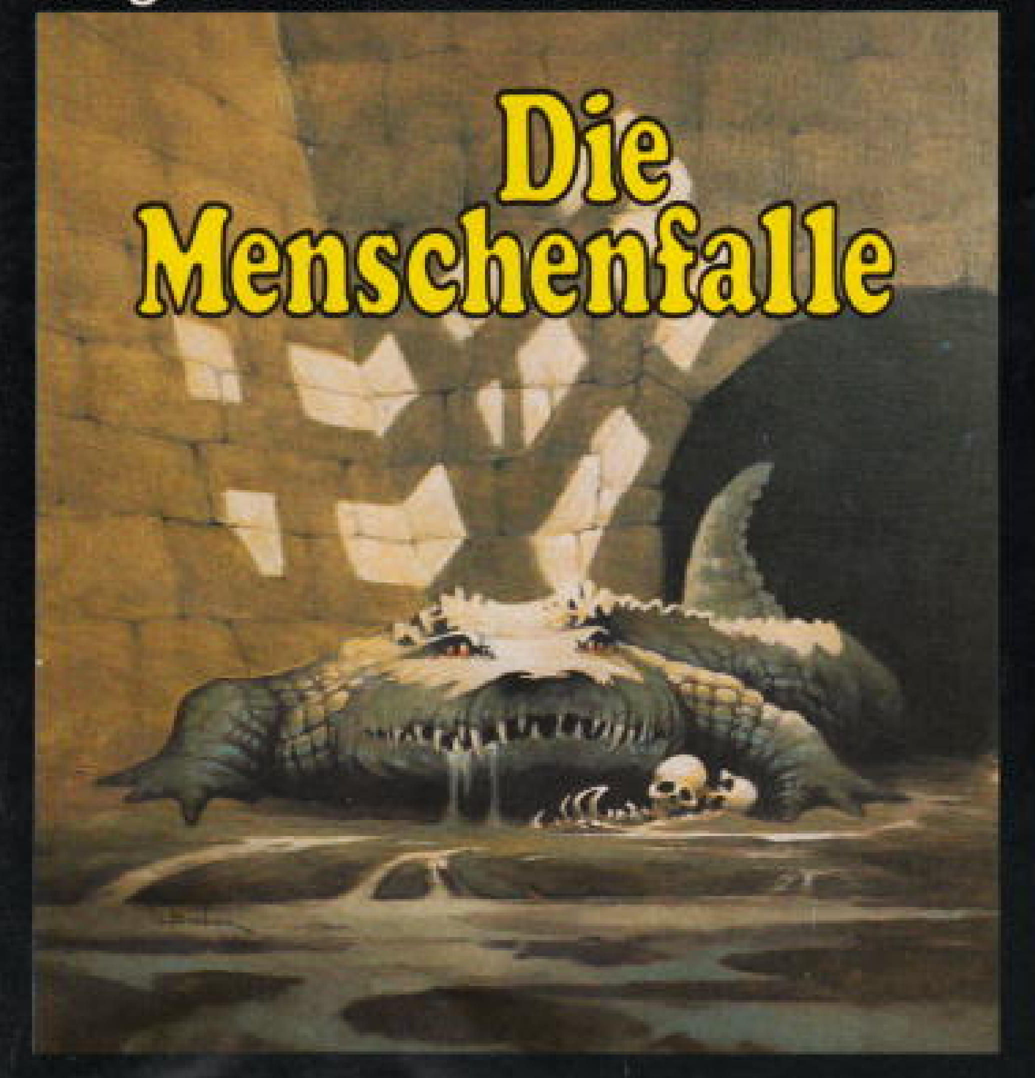
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Die Menschenfalle

John Sinclair Nr. 162

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 11.08.1981

Titelbild von Th. Barber

Sinclair Crew

Die Menschenfalle

Ein Schrei!

Lang, grell, in höchster Not und Todesangst ausgestoßen.

Er gellte durch das offene Tor aus dem Haus. Jeder unfreiwillige Zuhörer hätte in diesem Augenblick gewußt, daß ein Menschenleben in größter Gefahr war. Dann: Schritte.

Tappend, schleifend… Während sich das zweiflüglige Tor wie die Blüte einer fleischfressenden Pflanze schloß, taumelte jemand aus der Dunkelheit heraus.

Ein Mensch war es. Sein Gesicht war von Schmerz und Grauen verzerrt. Er torkelte die Stufen hinunter, wankte durch den kleinen Vorgarten und erreichte die Straße.

Im Schein einer Laterne blieb er stehen. Sein Anblick ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Er blutete aus zahlreichen Wunden und wußte, daß er an diesen schweren Verletzungen sterben würde…

»Hat noch jeder zu trinken?« fragte Garfield Mower seine Freunde, die er zu einer kleinen Dia-Vorführung eingeladen hatte. Er war für die BBC tätig und hatte eine Reise in den Iran hinter sich.

Eine Menge Fotomaterial war dabei zusammengekommen, und die interessantesten Bilder führte er seinen interessierten Freunden an diesem Abend vor. Es waren beeindruckende Aufnahmen dabei.

Vor allem aus Teheran, der Hauptstadt. Das Shahyad-Monument, der Gulistan-Palast, der Basar von Teheran, der der größte überdachte Basar der Welt ist…

»Wenn du ein paar Eiswürfel auftreiben könntest, wäre ich dir sehr dankbar«, sagte einer von Mowers Freunden, während der vollautomatische Vorführapparat die Bilder selbsttätig wechselte.

Ein Tonband war damit gekoppelt. Es spielte die zur jeweiligen Aufnahme passende Melodie.

»Eis«, sagte Mower und nickte. Er erhob sich. »Hat sonst noch jemand einen Wunsch?«

Keiner meldete sich. Garfield Mower verließ den Living-room. Er war ein recht großer Mann mit dunklem Haar und dunklem Kinnbart. Seine Augen hatten eine leicht gelbliche Färbung, was darauf schließen ließ, daß er nicht ganz gesund war.

Er verließ das Zimmer, und Carol Winslow folgte ihm. Sie war als Cutterin beim Fernsehen tätig und seit drei Monaten geschieden. Da sie die Dias schon kannte – Mower hatte sie ihr in der vergangenen Woche vorgeführt, und es war nicht nur dabei geblieben –, versäumte sie im Wohnzimmer nichts.

Garfield Mower öffnete die Tür des hohen Kühlschranks. Carol – rothaarig, sommersprossig und vollbusig – schlich sich von hinten an ihn heran und umarmte ihn.

Er hatte sie nicht kommen hören und erschrak. »Sag mal, was soll denn das?« fragte er ärgerlich.

Sie umschlang ihn, legte ihr Gesicht auf seinen Rücken und erwiderte leise: »Ich sehne mich nach dir. Warum beendest du den Dia-Vortrag nicht?«

»Das kann ich doch nicht.«

»Schick deine Freunde nach Hause. Ich brauche dich, Garfield.«

»Hör mal, ich kann sie doch nicht zuerst einladen, die Vorführung dann mittendrunter abbrechen und alle nach Hause schicken. Sie wären mit Recht beleidigt.«

»Dann versprich mir, daß du es wenigstens hinterher nicht zu lange hinausziehst.«

Er wandte sich lächelnd um. »Nicht so ungeduldig, Mädchen. Denk dir, daß die Vorfreude die schönste Freude ist.«

»Die Freude ist aber auch nicht übel«, sagte Carol Winslow und küßte ihn.

»Darf ich mich jetzt um das Eis kümmern?« fragte er.
»Selbstverständlich«, antwortete Carol.
Er nahm den Plastikbehälter aus der Tiefkühllade. Plötzlich war ihm, als würde ihn jemand anstarren. Ein unangenehmer Schauer rieselte über seinen Rücken. Er wandte rasch den Kopf und blickte zur Küchentür, die zum Garten hinter dem Haus führte. Nichts.
Niemand war zu sehen, und doch glaubte Garfield Mower nicht an eine Täuschung. Er ließ die Eiswürfel in einen kleinen Aluminiumbehälter prasseln.
»Ich verstehe nicht, daß Tom nicht gekommen ist«, sagte er. »Der Iran ist seine heimliche Leidenschaft. Er interessiert sich für alles, was mit diesem Land zusammenhängt, und er hat zugesagt, zu erscheinen.«
»Vielleicht war er im letzten Augenblick verhindert«, sagte Carol Winslow.
»Dann hätte er angerufen, oder er wäre auf einen Sprung herübergekommen. Er wohnt ja nicht weit von hier. Für die kurze Strecke hätte er nicht einmal den Wagen aus der Garage zu holen brauchen.«
In der nächsten Sekunde packte Carol seinen Arm. Fest. Schmerzhaft. Sie setzte ihm die Fingernägel ins Fleisch und starrte mit weit aufgerissenen Augen zur Küchentür, die sich in diesem Moment öffnete.
Aschfahl wurde Carol. Sie wollte schreien, doch ihre Stimmbänder schienen von einer Lähmung befallen zu sein. Der Schrecken ließ ihr Herz wild gegen die Rippen hämmern. Sie hatte das Gefühl, ihre Knie würden gleich einknicken. Sie klammerte sich verzweifelt an Garfield Mower, um nicht zusammenzubrechen, während röchelnd und mit schlurfenden Schritten ein Mann eintrat, dessen Körper von tiefen, schrecklichen Wunden übersät war.
Er zog eine Blutspur hinter sich her. Seine Kleider waren zerfetzt und blutgetränkt. Er war kaum zu erkennen. Aber Garfield Mower glaubte zu wissen, daß er seinen Freund Tom Levant vor sich hatte.

***

»Tom!« keuchte Mower erschüttert. »Was ist passiert?«
Der Freund sah aus, als wäre ein Tiger über ihn hergefallen. Es grenzte an ein Wunder, daß er sich noch auf den Beinen halten konnte, mit diesen schrecklichen Verletzungen. Überall waren tiefe Biß- und Kratzwunden zu sehen.
»Tom!« preßte Mower erschüttert hervor. »Tom, wer hat das getan?«
Tom Levant hielt sich am Türknauf fest. Sein Gesicht verzerrte sich. Er wollte etwas sagen. Sein Mund öffnete sich, doch Garfield Mower und Carol Winslow vernahmen nur ein schauriges Röcheln.

Jetzt ließ Levant den Türknauf los. Er wankte noch zwei Schritte weiter. Dann verließen ihn die Kräfte. Er brach zusammen. Mower sprang vor. Er wollte den Freund auffangen, doch er erwischte ihn nicht mehr.

»Garfield…«, kam es kaum hörbar aus dem Mund des Schwerverletzten. »G-a-r-f-i-e-1-d …«

»Ja, Tom. Ja, ich bin bei dir.«

»Ich habe das Grauen gesehen«, flüsterte Tom Levant. Jedes Wort strengte ihn an.

Mower schauderte. »Wo warst du?«

Levant begann wirres Zeug zu reden. Er sprach von seiner Kindheit, von seiner Jugend, von seiner Reise nach Amerika im vergangenen Jahr. Alles, was er sagte, war ohne Zusammenhang.

»Tom!« sagte Mower eindringlich. »Tom, wo bist du gewesen?«

»Der Tod!« hauchte Levant. »Er hat viele Gesichter… Eines davon habe ich gesehen … Es ist mir begegnet …«

»Wo? Wo?« fragte Mower.

»Ich war da, Garfield.«

»Herrgott noch mal, wo denn?«

»An diesem schrecklichen Hort des Bösen…«

Garfield Mower erschrak. »Du warst…« Er unterbrach sich. »Du warst in diesem unheimlichen Haus?«

»Ja«, kam es fast tonlos über Tom Levants Lippen.

»Aber wieso denn? Wie konntest du es betreten?«

»Das Tor war offen – wie der Eingang einer Falle… Ich wollte daran vorbeigehen, aber ES ließ das nicht zu. ES zwang mich, stehenzubleiben. ES rief meinen Namen. ES weckte meine Neugier. ES schlug mich in seinen unheimlichen Bann, übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Ich wollte das Haus nicht betreten, denn ich ahnte, was mich erwartete. Aber ES war stärker. Und drinnen … Drinnen, Garfield …«

»Ja?« sagte Mower gespannt. »Ja? Was war drinnen? Was hast du gesehen?«

»Es war schlimmer, als du es dir vorstellen kannst…« Tom Levant begann wieder wirr zu reden. Von seiner Schulzeit. Von seinen Zwistigkeiten mit seinen Eltern, die ihn veranlaßt hatten, für ein halbes Jahr nach Schottland zu gehen.

»Was hast du gesehen?« fragte Mower noch einmal. Er spürte, wie seine Nervenstränge angespannt waren.

»Das absolute Grauen«, hechelte Levant.

Jetzt erst fiel Garfield Mower ein, daß er etwas verabsäumt hatte.

Er wandte sich zu Carol Winslow um. Sie lehnte kreidebleich an der Wand. Ihre Augen waren starr auf den Schwerverletzten gerichtet.

Sie hatte beide Hände auf die Wangen gepreßt.

»Einen Arzt!« sagte Mower hastig. »Tom braucht dringend einen Arzt, Carol. Carol! Reiß dich zusammen! Geh und ruf Dr. Martin!«

Wie in Trance wandte sich Carol um. Einer von Garfield Winslows Freunden betrat in diesem Augenblick die geräumige Küche. »He, ihr beiden Turteltauben! Wo bleibt das Eis? Es wird schmelzen, wenn ihr es zu lange in eurer hitzigen Nähe behaltet…« Er stockte, als er die Panik in Carols Gesicht sah, und dann bemerkte er, daß Mower auf dem Küchenboden kniete. Neben einem halbtoten Mann. »Himmel, was ist passiert?« entfuhr es ihm. »Garfield, wer ist das?«

»Das ist Tom.«

»Tom?« fragte der Mann ungläubig. Der Schwerverletzte sah bei Gott nicht wie Tom Levant aus.

»Einen Arzt!« sagte Mower drängend. »Ruft schnell einen Arzt!«

Carol stürzte aus der Küche. Aus dem Wohnzimmer klangen orientalische Töne. Carol betrat den Living-room, drehte das Licht auf und riß das Kabel des Dia-Vorführgeräts aus dem Stecker. Die orientalische Musik verstummte. Das Bild – es hatte die Sepah-Salar-Moschee gezeigt – verschwand von der Leinwand. Die fünf Anwesenden wandten sich erstaunt um.

»Was soll denn das?« fragte einer von ihnen. »Wer bringt uns denn um diesen seltenen Genuß?«

»Tom!« rief Carol hysterisch. »Er liegt in der Küche. Er braucht einen Arzt. Er wird sterben…«

Alle sprangen auf.

»Kennt einer die Telefonnummer von Dr. Martin?« fragte Carol.

Niemand konnte ihr helfen. Alle stürmten aus dem Wohnzimmer, während Carol Winslow mit zitternden Fingern die Telefonkladde durchwühlte, bis sie Dr. Martins Nummer gefunden hatte. Nervös hob sie ab. Dreimal verwählte sie sich, ehe sie endlich die richtige Nummer gedreht hatte.

Mower wollte wissen, was sein Freund in diesem unheimlichen Haus erlebt hatte. Er fragte Tom Levant immer wieder, doch er bekam keine Antwort. Es stand schlecht um Tom.

»Bleib diesem Haus fern…«, sagte er mühsam. »Laß dich von ihm nicht hineinlocken. Es ist eine Falle. Die Falle des Satans …«

»Was passierte drinnen, Tom? Wer hat dich so zugerichtet?«

»Es war… Es war …«

Levants Stimme wurde immer leiser. Mower beugte sich über ihn.

Ganz nahe an die blutigen, aufgeschundenen Lippen brachte er sein Ohr. Doch aus Tom Levants Mund kam nur noch ein letzter Seufzer.

Dann war der Mann tot.

Mower richtete sich langsam auf. Er wandte sich um. Erschüttert standen seine Freunde in der Küche. Sie alle hatten Tom Levant gekannt. Sein Tod berührte sie sehr.

Es zuckte in Mowers Gesicht. Er stand auf und sagte heiser: »Wir müssen die Polizei verständigen!«

***

Eine solche Meldung mußte zwangsläufig auch die Spezialabteilung für übersinnliche Fälle von Scotland Yard erreichen, und somit mich, Oberinspektor John Sinclair, der diese Abteilung leitete.

Ich traf bei Garfield Mowers Haus gegen einundzwanzig Uhr ein.

Der Leichnam war noch nicht abtransportiert worden. Ich hatte Gelegenheit, ihn mir anzusehen, und mir drohte sich der Magen umzudrehen.

Der Polizeiarzt, der sich mit dem Toten beschäftigt hatte, wusch sich im Bad die Hände. »Was ist Ihre Meinung, Doc?« fragte ich ihn.

»Ich habe noch nie eine so übel zugerichtete Leiche gesehen«, sagte der Doktor. »Ich bin einiges gewöhnt. Schließlich übe ich diesen Beruf seit mehr als zwanzig Jahren aus. Aber das… Nein, also das ist selbst mir zuviel.«

»Auch mir geht es an die Nieren«, sagte ich. »Welcherart sind die Verletzungen? Wurden sie dem Mann mit irgendwelchen Gegenständen zugefügt?«

Der Doktor schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair. Dieser Mann muß von einem Tier angefallen worden sein. Von einer grausamen, blutrünstigen Bestie, die ganze Arbeit leisten wollte und auch geleistet hat.«

»Um was für ein Tier könnte es sich gehandelt haben, Doc?«

»Da bin ich leider überfragt.«

»Ich danke Ihnen trotzdem.«

»Sie kriegen meinen Bericht morgen vormittag.«

»In Ordnung«, sagte ich und verließ mit dem Polizeiarzt das Bad.

Im Living-room saßen Garfield Mowers Gäste mit verstörten Gesichtern beisammen. Der Schock saß ihnen allen tief in den Knochen. Sie schwiegen, waren blaß und schienen das schreckliche Erlebnis immer noch nicht verdauen zu können.

Ich holte meine Zigarettenpackung aus der Jackentasche, stippte zwei Stäbchen heraus und hielt sie Mower hin. Er bediente sich. Ich nahm mir auch eine Zigarette, gab ihm Feuer und zündete an derselben Flamme meinen Glimmstengel an.

»Erzählen Sie!« forderte ich Garfield Mower auf.

Er zuckte die Schultern, blickte mich ratlos an und fragte: »Was?«

»Alles.«

Mower senkte den Blick. »Tom wohnt nicht weit von hier. Wir sind Kollegen. Er arbeitet ebenso für die BBC wie ich. Wir sind in derselben Abteilung. Wirtschaftsnachrichten. Wir schreiben Berichte, machen Interviews, sind viel unterwegs.«

»Was ist Ihrem Freund zugestoßen?«

»Genau weiß ich es nicht«, sagte Mower. »Ich hatte ihn zu einem Dia-Abend eingeladen. Ich war im Iran, beruflich…«

»War Tom Levant nicht mit?«

»Nein. Er wäre zwar gern mitgekommen, weil ihn alles, was den Iran betrifft, sehr interessiert, aber er war zu dieser Zeit in London unabkömmlich. Deshalb wollte er unbedingt die Bilder sehen, die ich von Persien mitgebracht habe. Da er, wie gesagt, nicht weit von hier wohnt, ging er zu Fuß. Dabei kam er an diesem verfluchten Haus vorbei.«

»An welchem Haus?« fragte ich.

»Faraday Street 91. Ein altes Haus, seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt. Es soll allen seinen Besitzern kein Glück gebracht haben. Keiner von ihnen starb eines natürlichen Todes. Man sollte es niederbrennen, denn es ist eine Gefahr für die Menschheit. Hin und wieder gingen Tom und ich daran vorbei. Wir hatten dabei immer ein unheimliches Gefühl. Wir konnten uns des Eindrucks nicht erwehren, aus diesem Gebäude beobachtet zu werden.«

»Obwohl es seit vielen Jahren leersteht?«

»Das hat nichts zu besagen. Ich weiß nicht, wie Sie über Spuk und Geister denken, Oberinspektor. Aber in diesem Haus gibt es das. Davon bin ich überzeugt. Deshalb wäre es das beste, man würde dieses schreckliche Gebäude dem Erdboden gleichmachen.«

»Glauben Sie wirklich, daß das etwas nützen würde?« fragte ich zweifelnd. »Bliebe dann nicht in jedem einzelnen Stein der Spuk enthalten?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wer hat das Haus erbaut?« wollte ich wissen.

»Soviel ich weiß, hat es ein Mann namens Oscar Nash für sich und seine Familie errichten lassen. Aber seine Familienangehörigen lebten nicht lange, nachdem sie eingezogen waren, denn Nash opfterte ihre Seelen dem Teufel. Er brachte seine Frau und seine Kinder auf grausame Weise um, heißt es. Aber niemand konnte ihm die Tat nachweisen. Seit neunzig Jahren steht das Gebäude nun schon da. Nash ist längst tot, sagen die Leute, aber ich zweifle daran. Ich habe den Verdacht, daß dieser Mann, der ein Hexer gewesen sein soll, immer noch in diesem alten Gebäude lebt. Er hat vermutlich einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Ich könnte mir vorstellen, daß er damit die Unsterblichkeit erlangt hat. Als Gegenleistung dafür verschafft er der Hölle immer neue Seelen. Er soll in der Vergangenheit entsetzliche Blutfeste gefeiert haben, und ich bin sicher, daß er das heute auch noch tut.«

»Haben Sie jemals Ihren Fuß in dieses Haus gesetzt, Mr. Mower?« fragte ich.

»Nein«, sagte Garfield Mower erschrocken.
»Aber mit einem solchen Gedanken haben Sie bestimmt schon mal gespielt«, sagte ich.
Mower schüttelte heftig den Kopf. »Ich nicht. Aber mein Freund Tom Levant, der hätte dieses unheimliche Haus gern einmal betreten. Er war ein sehr neugieriger Mensch. Mich zog es da niemals hin. Wenn ich es einrichten konnte, ging ich immer auf der gegenüberliegenden Straßenseite daran vorbei. Es war jedesmal ein Horror für mich. Toms Tod beweist wohl deutlich genug, wie gefährlich dieses Gebäude ist. Es ist eine Menschenfalle.«
»Warum hat Tom Levant es nicht schon früher betreten?« fragte ich.
»Das ging nicht. Es war nicht möglich.«
»Wieso nicht?«
»Das Tor war immer geschlossen.«
»Und heute abend?«
»War es offen«, sagte Mower. »Nash hat die Falle geöffnet, Oberinspektor. Er hat Tom Levant in sein Haus gelockt und grausam ermordet.«
»Woher wissen Sie, daß es Nash war?«
»Wer sollte es sonst gewesen sein? Niemand außer ihm befindet sich in diesem Schreckenshaus«, sagte Mower.
»Hat Levant ihn gesehen?«
»Ich weiß nicht, was Tom gesehen hat. Er wollte es mir sagen, aber der Tod war schneller, er schnitt ihm das Wort ab. Was er gesehen hat, nimmt er nun mit ins Grab. Wir werden es nie erfahren.«
Weitere Fragen an die anderen Anwesenden brachten kein Ergebnis. Deshalb verließ ich Garfield Mowers Haus und machte mich auf den Weg zu jenem unheimlichen Gebäude, das – wenn man Mowers Worten glauben konnte – eine gefährliche Menschenfalle war, die ich irgendwie entschärfen mußte.
Obwohl es nur ein Katzensprung war, setzte ich mich in meinen silbermetallicfarbenen Bentley und fuhr los. Sonst hätte ich hinterher zu Fuß zu Mowers Haus zurückgehen müssen.
Das Gebäude paßte nicht in diese Gegend. Im Wagen sitzend betrachtete ich es eine Weile. Es sah aus wie ein verwunschenes Schloß. Wie etwas Abgestorbenes, das weggeräumt gehört hätte. Es war tot. Friedhofsstille hüllte es ein. Es gab einen kleinen Vorgarten; hohes Unkraut wucherte darin. Massive Gitterstäbe trennten ihn vom Bürgersteig. Das Gittertor hing schief in den Angeln. Es ließ sich nicht mehr schließen, hatte sich in den Boden gesetzt und blieb immer offen.
Mein Blick wanderte über die graue Fassade des Hauses. Die dunklen Fenster wirkten wie Augenhöhlen. Obwohl das Gebäude tot war, schien es alles zu sehen, alles zu registrieren, was vor ihm passierte.

Das zweiflügelige Tor war geschlossen. Seltsam. Mower hatte gesagt, heute wäre dieses Tor offen gewesen. Wer hatte es geschlossen? Nash? Lebte er wirklich noch in diesem Gebäude?

Hatte er alle Besitzer, die nach ihm eingezogen waren, getötet?

Ich stieg aus, und sofort beschlich mich ein eigenartiges Gefühl.

Eine gewisse Kälte schien von diesem Gebäude auszugehen. Es schien auf meine Anwesenheit zu reagieren. Eine tote Materie, die reagierte. Seltsam, aber so war es.

Ich ging durch das offene Gittertor. Mein Blick war auf den Boden gerichtet. Ich suchte Blutspuren, konnte aber keine entdecken. Auch auf den vier steinernen Stufen, die zum Tor hinaufführten, war kein einziger Blutstropfen zu finden.

Tom Lavent mußte aber Blut verloren haben. Wer hatte es weggewischt oder auf eine andere Weise zum Verschwinden gebracht?

Nash? Ich ergriff den eisernen Türklopfer und schlug ihn mehrmals gegen die Eisenplatte. Die Schläge hallten geisterhaft durch das Gebäude.

Gespannt wartete ich. Würde jemand auf mein Klopfen reagieren?

Würde auch mir aufgetan werden, so wie Tom Levant aufgetan worden war?

Würde sich die Falle an diesem Abend noch einmal öffnen?

Nichts passierte. Ich klopfte erneut. Deutlich spürte ich, daß ich nicht allein war. Etwas oder jemand war in meiner Nähe, ließ sich aber nicht blicken, verhielt sich still.

Mir fiel ein, daß in dieser Gegend immer wieder Menschen vermißt wurden. Camberwell hieß der Bezirk, und in Camberwell verschwanden mehr Menschen als in jedem anderen Stadtteil von London, das war statistisch erwiesen. Man hörte nie mehr etwas von ihnen. Es hatte den Anschein, als hätten sie sich in Luft aufgelöst.

Hatte dieses Haus mit ihrem Verschwinden zu tun?

Da es mir nicht möglich und auch nicht erlaubt war, das Haus zu betreten, kehrte ich zu meinem Bentley zurück. Ich war entschlossen, mir einen richterlichen Haussuchungsbefehl zu beschaffen und mir das Gebäude dann offiziell von innen anzusehen.

Ich setzte mich in den Wagen, startete den Motor und fuhr nach Hause. Morgen würde ich wieder kommen und versuchen, das Geheimnis dieses Gebäues zu erforschen.

***

Kaum rollte der Bentley an, da gellte im Inneren des Gebäudes ein irres Gelächter auf. Es pflanzte sich durch Hallen und Gänge fort, schwebte hoch bis unters Dach und hinunter bis in das finstere Verließ, das Nash, der Hexer, erbaut hatte.

Unheimliche Schatten wischten durch die Räume – die Geister der

Ermordeten –, und Nash jagte brüllend und heulend hinter ihnen her. Jammern und Wehklagen war zu hören, während sich in der Dunkelheit grausige Fratzen formten, die direkt aus der Hölle auf die Erde gekommen zu sein schienen.

Stundenlang tobte der Hexer durch sein Haus. Er feierte Tom Levants Tod. Er trommelte gegen die Türen, fauchte wie ein Sturmwind durch das Gebäude, wirbelte Teppiche hoch und warf Sessel und Stühle um, während er immer wieder den Triumph der Hölle herausbrüllte.

Seine Falle war perfekt. Sie funktionierte immer wieder. Immer wieder tappte ein Mensch hinein – und verlor auf eine schreckliche Weise sein Leben. Lange nach Mitternacht war noch ein Rasseln, Klirren und Scheppern zu hören. Erst als der Morgen graute, kehrte Ruhe in das Gespensterhaus ein.

Ein neuer Tag brach an. Ein Tag, der Nash neue Opfer bescheren würde. Der Hexer brauchte nur zu warten. Alles andere passierte ganz von selbst. Wie eine giftige Spinne in ihrem Netz, so hockte Nash in seinem unheimlichen Haus.

Bald, sehr bald schon würde hier drinnen wieder Blut fließen…

***

Ich hatte nicht besonders gut geschlafen. Ich hatte unter meiner Decke geschwitzt, und wenn ich sie zur Seite geworfen hatte, war mir kalt gewesen. In meine Träume hatte sich fortwährend dieses unheimliche Haus gedrängt. Es hatte mich beschäftigt, hatte meine Neugier geweckt, hatte sich mir – im Traum – mit offenem Tor präsentiert. Einladend. Lockend. Sogar noch Medusas Schlangenkopf, eine Erinnerung an den letzten Fall, war in der Tür erschienen.

Okay, ich wollte kommen. Es war mein Job, solchen unheimlichen Geschehnissen auf den Grund zu gehen. Mehr noch, wenn dabei ein Mensch zu Tode gekommen war. Aber ich wollte mich nicht wie ein Dieb in dieses Gebäude hineinschleichen, sondern wie ein Polizeibeamter, dem das Recht zusteht, mysteriösen Vorfällen auf den Grund zu gehen.

Nicht eben bei bester Laune betrat ich mein Büro. »Guten Morgen«, sagte ich zu meiner Sekretärin Glenda Perkins. Es klang vermutlich mürrisch, denn sie dankte mir in einem ebensolchen Ton.

»Gewitterstimmung?« fragte sie mich.

»Nein. Nur schlecht geschlafen.« Jetzt sah ich das schwarzhaarige Mädchen zum erstenmal an, und ich blieb stehen. »Was ist denn das?« fragte ich überrascht.

»Eine neue Lippenstiftfarbe«, erwiderte Glenda.

»Violett?«

»Gefällt sie Ihnen?«

»Nicht böse sein, aber Sie sehen aus wie Lady Dracula. Es fehlen nur

noch die langen Beißerchen.«
»Der Stift ist kußecht.«
»Wenn schon. Die Farbe macht Sie blaß. Sie sehen richtig krank aus. Fühlen Sie sich nicht gut?«
»Ich fühle mich bestens«, antwortete Glenda ärgerlich. »Und ich bin bester Laune, im Gegensatz zu Ihnen«, sagte sie beleidigt.
»Das merkt man. Sie schnappen nur so aus Jux und Tollerei nach mir, nicht wahr?«
»Darf ich mich denn nicht wehren?«
»Aber ja. Wenn Sie sich angegriffen fühlen.«
»Das tu' ich.«
»Ich nehme alles, was ich gesagt habe, zurück«, meinte ich mit erhobenen Händen.
»Geht nicht. Was einmal gesagt und gehört wurde, kann man nicht mehr rückgängig machen.«
»Schade«, sagte ich. »Wie wird sich das nun reparieren lassen?«
»Sie werden sich mächtig anstrengen müssen.«
»Ich werde mir die größte Mühe geben«, bemerkte ich und verschwand in meinem Büro. Fünf Minuten später brachte mir Glenda einen herrlich duftenden Kaffee, und ihre Lippen waren nicht mehr violett, sondern appetitlich kirschrot wie immer.
»Besser?« fragte sie.
»Viel besser. Den violetten Stift schenken Sie jemand, den Sie nicht leiden können.«
»Möchten Sie ihn haben, John?« fragte Glenda daraufhin sofort ätzend und bewies damit, wie schlagfertig sie sein konnte.
»Vielen Dank«, gab ich spitz zurück. »Ich habe schon einen.« Sie verließ mein Office, wiegte sich dabei gekonnt in den Hüften. Ein Rassemädchen war sie, und sie war der Meinung, wir beide hätten ein Traumpaar abgegeben. Und so ganz standhaft war ich auch nicht mehr. Bei Nadine Berger hatte ich auch nicht »Nein« sagen können.
Nachdem ich den köstlichen Kaffee getrunken hatte, wollte ich zum Telefonhörer greifen, um mir den richterlichen Haussuchungsbefehl zu beschaffen. Schwierigkeiten würden diesbezüglich nicht zu erwarten sein. Ich konnte einen triftigen Grund vorweisen, weshalb ich mir das Haus in der Faraday Street genau ansehen wollte: Tom Levants Tod!
Ehe ich den Hörer berührte, meldete sich Glenda Perkins über die Gegensprechanlage. »John.«
»Ja, Schätzchen?« Ich hatte ja etwas gutzumachen.
»Ein Professor Charles Chandler ist hier. Er möchte Sie sprechen.«
»Schicken Sie ihn herein!«
»Okay.«
Ich kannte keinen Charles Chandler, dessen war ich mir ganz sicher. Abwartend verschränkte ich die Arme vor der Brust und blickte zur

Tür, die gleich darauf geöffnet wurde.

Ein Mann in mittlerem Alter trat ein. Groß, kräftig, mit einem dichten schwarzen Schnauzbart unter der Nase. Der Professor hätte Holzfäller sein können. Seine Hände waren riesig. Er konnte damit bestimmt hart zupacken.

Ich erhob mich. »Professor Chandler.«

»Guten Tag, Oberinspektor Sinclair.«

Wir reichten einander die Hand. »Was kann ich für Sie tun?« erkundigte ich mich. Gleichzeitig wies ich einladend auf den Besucherstuhl, der vor meinem Schreibtisch stand.

Charles Chandler setzte sich. »Ich komme mit einer ungewöhnlichen Bitte zu Ihnen, Mr. Sinclair.«

»Und die wäre?«

Aus Chandlers Jackettasche ragte die Morgenzeitung, sorgfältig zusammengefaltet. Er zog das Blatt heraus und entfaltete es, damit ich die Headline lesen konnte:

MANN AUF MYSTERIÖSE WEISE UMS LEBEN GEKOMMEN.

»Die Journalisten schalten schnell«, sagte Chandler.

»Davon leben sie.«

»Ich bin hier, Mr. Sinclair, weil dieser Tom Levant gestern abend sein Leben verloren hat. Ich war bei Mr. Garfield Mower und habe mit ihm über den schrecklichen Vorfall gesprochen. Ich bin Parapsychologe und kenne übrigens Professor Zamorra sehr gut…«

»Ich auch«, sagte ich.

»Das ist mir bekannt. Wir haben mal über Sie gesprochen, und mein berühmter Kollege aus Frankreich meinte, wenn ich einmal Unterstützung brauchen würde, sollte ich mich an Sie wenden.«

»Unterstützung wobei?« fragte ich.

»Vielleicht ist Schutz der passendere Ausdruck, Mr. Sinclair.«

»Schutz wovor?«

»Ich befasse mich seit geraumer Zeit mit diesem Spukhaus in der Faraday Street. Ich kenne seine Chronik genau, weiß, wie viele. Besitzer es gehabt hat und mit welchen unheimlichen Geschichten man es in Zusammenhang bringt. Aber ich war noch nie drinnen in diesem Gebäude. Vielleicht sage ich Ihnen nichts neues, wenn ich erwähne, daß in dieser Gegend laufend Menschen verschwinden. Seit vielen Jahren geht das schon so. Nie ist einer von ihnen wieder aufgetaucht. Für mich ist dieses Schreckenshaus wie ein Moloch, der jedes Leben verschlingt. Tom Levant ist der erste Mensch, dem es gelungen ist, das Gebäude zu verlassen. Tödlich verletzt schleppte er sich noch zu seinem Freund, wo er dann starb. Sein Tod beweist mir, daß ich recht habe. Alle Menschen, die in Camberwell verschwunden sind, sind in dieses Gebäude gelangt, in diese schreckliche Menschenfalle, aus der es bisher kein Entrinnen mehr gegeben hatte.«

Was der Professor sagte, hörte sich nicht phantastisch an. Er schien sich mit diesem Problem tatsächlich ernsthaft auseinandergesetzt zu haben.

»Was haben Sie vor, Professor Chandler?« fragte ich.

»Ich möchte – als Wissenschaftler muß mich das einfach reizen – dem Phänomen dieses Hauses auf den Grund gehen. Ein grausames Geheimnis hüllt es ein. Ich möchte es mit Ihrer Hilfe lüften.«

Wie der Zufall doch spielt, dachte ich. Auch ich wollte das Rätsel um dieses Schreckenshaus lösen, und ich sah keinen Grund, warum ich mich mit Professor Chandler nicht hätte zusammentun sollen.

»Sie sind ein bekannter Geisterjäger«, sagte Charles Chandler. »Sie sind ein unerschrockener Mann, der sich im Kampf gegen das Böse schon oft behauptet hat. Da ich das Spukhaus nicht schutzlos betreten möchte, dachte ich, ich bitte Sie, mich zu begleiten.«

Ich nickte. »Ich hatte vor, mir einen richterlichen Haussuchungsbefehl zu beschaffen.«

»Das ist nicht nötig«, sagte Chandler. »Ich weiß, wer das Haus verwaltet. Der Mann heißt Nick Nagalesco. Ein Windhund und Playboy.«

»Wissen Sie auch, wem das Gebäude gehört?« fragte ich.

»Einem Mann namens Clips Huntington. Er lebt irgendwo in Amerika. Sein Bruder hat das Haus gekauft, kam eine Woche danach bei einem Verkehrsunfall ums Leben.«

»Und von Nick Nagalesco möchten Sie sich die Einwilligung holen, das Gebäude betreten zu dürfen.«

»Ganz recht. Ich bin sicher, er wird uns keine Schwierigkeiten machen.«

»Na schön«, sagte ich, denn mir war es im Grunde genommen gleichgültig, auf welche Weise ich in das Haus des Hexers gelangte.

Ob mit einem richterlich unterschriebenen Befehl oder mit der Genehmigung des Verwalters, das war zweitrangig. Nur hinein musste ich, denn von außen ließ sich das schreckliche Rätsel, das dieses Gebäude umhüllte, nicht lösen.

***

»Wir nehmen meinen Wagen«, sagte Charles Chandler, als wir das Yard Building verließen. Es war ein kaffeebrauner Princess, in dem jemand saß. Ein blondes, rehäugiges Mädchen. Hübsch. Sehr hübsch. Ein Girl, nach dem sich die Männer auf der Straße umdrehten, wenn sie allein ging. »Es ist mir gelungen, Mr. Sinclair für unsere Unternehmen zu gewinnen, Joan«, sagte der Professor stolz.

»Oberinspektor, das ist meine Sekretärin, Miß Joan Duxbury.«

Sie streckte mir die Hand entgegen. »Sehr erfreut, Mr. Sinclair.«

»Ganz meinerseits«, sagte ich beeindruckt. Bei dieser Traumfrau hätte

ich bestimmt nicht nein gesagt. Sie war elegant gekleidet, der Ausschnitt ihres Kleides war dezent, ließ aber doch genug sehen.

Die Triebe des Frühlings machten sich bei mir bemerkbar, als ich mich neben sie setzte.

Chandler übernahm das Steuer. »Ich dachte«, sagte ich, »nur wir beide würden uns das Spukhaus ansehen.« Ein leiser Vorwurf schwang in meinen Worten mit, weil der Professor mir das Mädchen »unterschlagen« hatte.

Ich hatte nichts gegen sie. Bei Gott nicht. Aber ich liebe es nicht, wenn man mich vor vollendete Tatsachen stellt, und das war hier der Fall.

»Ich vergaß, Mix Duxbury zu erwähnen«, sagte Chandler und fuhr los. »Tut mir leid. Aber Joan und ich sind schon so lange zusammen, sie macht überall mit, ich gehe keinen Schritt ohne sie. Ich finde sie neben mir schon so selbstverständlich, daß ich sie gar nicht mehr extra erwähne. Wo ich bin, da ist auch sie. Man könnte uns als ein berufliches Ehepaar bezeichnen. Nur privat gehen wir getrennte Wege, was ich sehr bedauere, wenn ich ehrlich sein soll, denn Joan ist eine ganz reizende Person.«

»Das läßt sich nicht abstreiten«, sagte ich.

»Sie haben doch keine Vorurteile gegen Frauen, Mr. Sinclair«, sagte Joan Duxbury.

»Nicht die geringsten. Ich liebe Frauen«, erwiderte ich lächelnd.

»Ich habe lange gesucht, bis ich die richtige Sekretärin gefunden habe«, sagte Charles Chandler. »Joan verfügt über eine übersinnliche Begabung, vor allem deshalb habe ich ihr den Vorzug gegeben.«

Ich blickte das Mädchen bewundernd an. »Was für Tricks beherrschen Sie?«

Joan Duxbury lächelte. »Ich weiß manchmal Dinge schon im voraus.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich bin wohl ein Irrtum der Natur.«

»Das stimmt nicht«, widersprach ihr der Professor. »Sie sind nur außergewöhnlich begabt und sensibel.«

»Vermutlich ist diese Sensibilität daran schuld, daß ich jedes Jahr am Heuschnupfen leide«, sagte Joan.

Ich achtete nicht auf den Weg, sah nicht aus dem Wagen, schaute immerzu Chandlers reizende Mitarbeiterin an. Sie hatte Humor. Sie konnte über sich selbst lachen, maß ihrer übersinnlichen Begabung nicht allzuviel bei. Ein kluges, sympathisches, attraktives Mädchen, das auch mit einer gehörigen Portion Mut gesegnet sein mußte, wenn es davor nicht zurückschreckte, das Haus zu betreten, in dem zuletzt Tom Levant sein Leben verloren hatte.

Ich hoffte, gut genug auf sie und auf den Professor aufpassen zu können, damit den beiden nichts passierte.

Charles Chandler überquerte die Themse. »Wissen Sie, daß Sie eine

unglaublich starke Ausstrahlung besitzen, Mr. Sinclair?« sagte Joan Duxbury.

Ich grinste. »Das hat mir noch niemand gesagt.«

»Ich fühle es ganz deutlich.«

»Das freut mich.«

»Wieso?« Sie schaute mich mit ihren rehbraunen Augen offen an.

»Nur so«, gab ich ein wenig verlegen zurück. »Haben Sie keine Angst vor dem Haus des Hexers?«

»Doch. Aber die Neugier überwiegt.«

»Wenn es Hart auf Hart kommen sollte, halten Sie sich an mich«, sagte ich.

»Professor Chandler hat mir viel über Sie erzählt. Sie scheinen das Wort Furcht nicht zu kennen.«

»Oh, doch. Das kenne ich sehr wohl. Ich bin nicht so abgebrüht, wie ich aussehe. Man kann sich an die Gefahr nicht gewöhnen. Man *darf* sich nicht an sie gewöhnen, sonst wird man unachtsam, und dann ist man erledigt.«

Wir erreichten die Bahnstation Holborn Viaduct. In der Cock Lane wohnte Nick Nagalesco. Wir läuteten mindestens siebenmal, bis der Verwalter ein Lebenszeichen von sich gab.

Er öffnete uns im Schlafrock, mit zerknittertem Gesicht und zerzaustem Haar. Er gähnte ungeniert, ohne sich die Hand vor den Mund zu halten, und musterte uns desinteressiert.

Sein Interesse erwachte erst, als er seinen Blick auf Joan Duxbury richtete. »Hallo«, sagte er beeindruckt. »Was sehen meine entzündeten Augen schon so früh am Morgen.«

»Von wegen früh am Morgen«, erwiderte ich. »Es ist halb zehn.«

»Mann, wissen Sie, wann ich ins Bett gekommen bin?«

»Nein.«

»Um sieben.«

»War bestimmt Ihre Schuld.«

»Das ist richtig, und ich bin noch ganz verkatert.«

»Wir werden Sie nicht lange belästigen«, versprach Chandler.

Nagalesco gab die Tür frei. Er führte uns in sein Arbeitszimmer und ließ sich schwer in seinen ledergepolsterten Schreibtischsessel fallen.

Er war noch jung, ich schätzte ihn auf fünfundzwanzig. Sein Haar war schwarz und seine Hautfarbe so dunkel wie die vieler Südländer. Er faltete die Hände, als wollte er beten und fragte: »Was führt Sie zu mir, Herrschaften?«

»Sie verwalten das Haus Faraday Street Nummer 91«, sagte der Parapsychologe.

»Dieses Höllenhaus, in das sich keiner hineinwagt. Ja.«

»Waren Sie schon mal drinnen?« wollte ich wissen.

»Mehrere Male schon.«

»Und?«

Nick Nagalesco grinste. »Was wollen Sie nun von mir hören? Eine spannende Gruselgeschichte? Mir passierte nichts. Der Teufel scheint mich nicht haben zu wollen.«

»Sie glauben wohl nicht an das, was über dieses Haus erzählt wird, wie?« fragte der Parapsychologe.

»Genau, Mister. Ich halte nichts von Hexen und Gespenstern. Diese Dinge erfinden die Menschen in ihrer Angst. Vermutlich deshalb, um anderen Menschen Angst zu machen.«

»Ich vergaß, mich Ihnen vorzustellen«, sagte der Professor. »Mein Name ist Charles Chandler. Ich bin Parapsychologe. Dies ist meine Mitarbeiterin, Miß Joan Duxbury, und das ist Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.«

»Interessant«, sagte Nick Nagalesco schmunzelnd. »Wirklich hochinteressant. Und aus welchem Grund haben Sie mir meinen Schlaf geraubt?«

»In diesem Schreckenshaus wurde gestern abend ein Mann namens Tom Levant tödlich verletzt. Er schleppte sich noch bis zu seinem Freund und starb da«, berichtete Chandler.

Nagalesco sah ihn ungläubig an. »Levant war im Haus Nummer 91? Sind Sie ganz sicher? Wie hat er das geschafft? Meines Wissens ist das Tor immer geschlossen.«

Der Professor schüttelte den Kopf. »Nicht immer, Mr. Nagalesco. Manchmal öffnet es sich.«

»So ganz von selbst?«

»Es öffnet sich«, stellte Charles Chandler kategorisch fest, »wie der Eingang einer raffinierten Falle. Und das Grauen wartet auf den Moment, wo es zuschlagen kann…«

»Ich nehme an, Sie wissen, daß das Haus seit Jahren unbewohnt ist«, sagte der Verwalter.

»Wenn Sie von Menschen sprechen, dann stimme ich Ihnen zu, dann ist es unbewohnt, Mr. Nagalesco. Aber es beherbergt das Böse.«

»Sie meinen, Luzifer hat sich darin eingenistet, ohne daß er dafür Miete bezahlt?«

»Sie sollten diese Dinge nicht ins Lächerliche ziehen, dazu sind sie zu ernst«, sagte Professor Chandler schroff.

Nagalesco lachte. »Tut mir leid, aber ich kann beim besten Willen nicht an einen solchen Unfug glauben.«

»Dann kommen Sie mit uns in dieses Haus, und Sie werden sehr schnell bekehrt sein«, schlug Chandler vor. »Wir sind hier, um Ihre Erlaubnis einzuholen, das Gebäude zu betreten.«

Nagalesco nickte. »Okay. Wenn Sie nichts forttragen oder die Bude auf den Kopf stellen wollen, habe ich nichts dagegen.« Er lehnte sich zurück. »Ihr Vorschlag gefällt mir. Ich würde einem Parapsychologen

gern mal bei der Arbeit auf die Finger sehen. Was tun Sie eigentlich, Professor?«

»Ich versuche den Einfluß des Übersinnlichen auf uns Menschen zu erforschen«, antwortete Chandler. »In diesem alten Haus konzentrieren sich das Grauen, die Angst, der Schrecken. Ich will herausfinden, was sich noch alles in diesem Gebäude befindet,«

»Wird Ihre Sekretärin Sie begleiten?« fragte Nagalesco.

»Ja.«

»Dann muß ich auch dabei sein. So gefährlich kan es vermutlich nicht werden, sonst würden Sie Miß Duxbury nicht mitnehmen.«

Der Verwalter erhob sich. »Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen wollen. Ich mache mich nur schnell stadtfein.«

Nagalesco verließ sein Arbeitszimmer. Es herrschte eine Weile Stille im Raum. »Ich bin nicht gerade darüber erfreut, daß er mitkommt«, sagte Joan Duxbury. »Und Sie sind es auch nicht, Mr. Sinclair.«

Sie schien in meinen Gedanken gelesen zu haben. »Sie haben recht«, sagte ich lächelnd. »Nagalesco paßt nicht zu unserem Team.«

»Weil er ein Zweifler ist?« fragte Charles Chandler. »Das wird sich sehr rasch ändern. Wenn er uns begleitet, haben wir einen Ortskundigen bei uns. Das kann unter Umständen ein großer Vorteil sein.«

Der Verwalter war im Nu umgezogen. Er wirkte plötzlich frisch und ausgeruht. Ich fragte mich, wie er das so rasch erreicht hatte.

So, wie er jetzt aussah, konnte er bestimmt viele Mädchen schwach machen. Er trug ein gemustertes Wollhemd, eine weiche Rauhlederjacke, braune Cordhosen und moderne Slipper. Aus der Tasche seiner Jacke holte er einen Schlüssel.

»Der Schlüssel ins Reich des Bösen«, sagte er amüsiert. »Ich bin gespannt, ob ein Besuch in diesem Geisterschloß etwas ergibt. Bei mir war damit bisher immer Fehlanzeige. Vielleicht ändert sich das, wenn ich in Begleitung eines Parapsychologen aufkreuze. Dann hätte ich im Club mal wieder etwas Tolles zu erzählen.«

Wir verließen Nagalescos Wohnung und gingen einem ungewissen Schicksal entgegen.

***

Zum zweitenmal stand ich vor diesem unheimlichen Haus. Unwillkürlich fiel mir ein Erlebnis ein, das noch nicht allzu lange zurücklag. Nadine Berger, die Filmschauspielerin, hatte mich zu ihrer Geburtstagsfeier eingeladen. Und was war daraus geworden? Ein schreckliches Abenteuer in einem Horrorhaus, mit Kindern, die Teufelsfratzen hatten, mit einem teuflischen Mörder namens Rick Holloway und mit einer Teufelsuhr, die uns alle vernichten wollte…

Zum zweitenmal stand ich also vor dem Haus des Hexers. Diesmal

jedoch nicht allein, und es war nicht dunkel, sondern hell. Ein freundlicher, sonniger Frühlingstag.

Frühling. Endlich. Ich hatte schon geglaubt, der Winter würde diesmal überhaupt nicht zu Ende gehen. Ich wurde aus meinen Gedanken gerissen, als Professor Charles Chandler die Tür des Princess zuschwappen ließ.

Neben mir stand Joan Duxbury. Sie schien zu frösteln, rieb mit den Handflächen über ihre Oberarme. »Fühlen Sie etwas?« fragte ich sie.

»Feindseligkeit. Aggression. Bosheit…«, zählte Joan auf.

Nick Nagalesco grinste. »Bilden Sie sich das nicht nur ein, Joan?«

»Bestimmt nicht.«

»Sie kennen die Gruselgeschichten, die man sich über dieses Haus erzählt. Deshalb kriecht Ihnen die Gänsehaut über den Rücken, aber ich behaupte, daß das Gebäude völlig harmlos ist.«

»Vielleicht das Gebäude«, sagte Professor Chandler. »Aber bestimmt nicht der Geist, der in ihm wohnt.«

Nagalesco holte den Schlüssel aus der Tasche. Wir durchschritten den kleinen Vorgarten. Würden wir je wieder zurückkehren, wenn wir es wagten, dieses Spukhaus zu betreten?

Der Verwalter ließ solche Gedanken nicht gelten, aber vielleicht würde ihn der Schock am schlimmsten treffen, wenn er mit der Wahrheit konfrontiert wurde. Wir anderen wußten ungefähr, was uns in diesem Haus erwartete, während Nick Nagalesco all das lächelnd und mit einer wegwerfenden Handbewegung abtat.

Wir erreichten die Stufen. Nagalesco schob den Schlüssel ins Schloß. Bevor er ihn drehte, wandte er sich zu uns um. »Sind Sie alle sicher, daß Sie dieses grauenvolle Haus betreten wollen?«

»Wir schon«, gab ich zurück. »Sind Sie es auch?«

»Aber ja. Ich sagte Ihnen ja schon: Der Teufel mag mich nicht.«

»Sind Sie ihm zu gut?«

»Eher das Gegenteil. Ich genieße eben die Schönheiten des Lebens. Ich lasse mir nichts entgehen. Man lebt schließlich nur einmal… Wenn man von Oscar Nash, dem Hexer, absieht, der – obwohl er längst tot ist – immer noch in diesem Haus leben soll.«

»So sagt man«, meinte Charles Chandler. »Würden Sie jetzt aufschließen, Mr. Nagalesco.«

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte der Verwalter und drehte den Schlüssel. Er öffnete das Tor. Fauliger, naßkalter Geruch legte sich auf unsere Lungen. Es war düster im Haus.

Nichts von dem strahlenden, herrlichen Frühlingstag drang in dieses Gebäude. Licht wurde dort drinnen nicht gern gesehen. Natürlich nicht. Nash war ein Schattenwesen. Eine Gestalt der Nacht, die sich mit der Dunkelheit verbündet hatte.

Wir wollten eintreten. »Stopp!« sagte ich plötzlich und hielt

Nagalesco zurück.
»Was ist denn?« fragte er mich lächelnd. »Geht es mit dem Spuk schon los?«
Ich wies auf die Stelle, auf die er seinen Fuß gesetzt hätte, wenn er das Haus betreten hätte. Sie befand sich noch vor dem Tor. Es glänzte etwas auf der grauen Steinstufe.
Mehrere Flecken. Feucht, rot.
Es war Blut!

***

Menschenblut, das konnte ich mit Sicherheit annehmen. Tom Levants Blut! Es war noch nicht eingetrocknet, glänzte noch so feucht, als wäre es eben erst auf die Stufe getropft. Das allein war schon mysteriös. Aber noch viel mysteriöser war die Tatsache, daß diese Blutstropfen in der vergangenen Nacht nicht zu sehen gewesen waren.
Wir folgten der Tropfenspur. Sie verlor sich in einer großen Halle.
Nick Nagalesco blickte sich um und schüttelte ärgerlich den Kopf.
»Mann, wie sieht's denn hier aus?« Auch uns war die Unordnung aufgefallen. Ein fürchterlicher Sturm schien in diesem Haus getobt zu haben. Teppiche lagen in einer Ecke auf einem Haufen. Sämtliche Bilder hingen schief. Stühle und Sessel lagen auf dem Boden.
»Ich möchte wissen, wer das getan hat!« sagte Nagalesco grimmig.
»Wollen Sie es wirklich wissen?« fragte Charles Chandler. »Ich kann es Ihnen sagen: es war Oscar Nash.«
»Klar. Wenn jemand etwas anstellt, kann es ja nur Nash gewesen sein«, erwiderte der Verwalter mürrisch. »Wer sollte dafür sonst schon in Frage kommen?«
Ich nahm eine Bewegung aus den Augenwinkeln wahr, und drehte mich rasch um. Das Tor bewegte sich. Niemand berührte es. Es schloß sich von selbst. Ganz langsam.
Als es ins Schloß fiel, hallte ein dumpfer Laut durch das Haus.
Nick Nagalesco fand, daß es Zeit für einen neuen Spaß war. »Nun sind wir gefangen«, sagte er.
»Mr. Sinclair!« rief Joan Duxbury erstaunt aus.
»Nennen Sie mich John«, verlangte ich.
»Und mich Nick«, sagte Nagalesco vorlaut.
»Was ist?« fragte ich.
»Die Blutstropfen. Sie sind weg«, stellte Joan fest.
»Tatsächlich«, staunte der Professor. »Als wären sie niemals dagewesen.« Er blickte Nagalesco an. »Was halten Sie davon?«
»Wenn das der ganze Spuk ist…«, sagte der Verwalter und zuckte furchtlos mit den Schultern.
Chandler nickte. »Sie können sicher sein, daß das erst ein harmloser Anfang war.«

»Will Nash uns einstimmen?« fragte Nagalesco.
»Er wird nach und nach alle seine höllischen Register ziehen, darauf können Sie sich verlassen.« Der Professor schaute uns alle an.
»Ich bitte Sie, mir jede Wahrnehmung umgehend mitzuteilen, damit wir wichtigen Ereignissen sofort auf den Grund gehen können.«
In einer Ecke der Halle standen vier Steinfiguren. Sie stellten drei Männer und eine Frau dar. Die Frau kniete und hatte ihre Hände zum Gebet gefaltet, während die drei Männer mit gespannten Gesichtern um sich blickten.
Charles Chandler trat näher an die großen Figuren heran. Sie standen auf einem Steinsockel und überragten uns. Alle vier Gestalten waren überlebensgroß.
Chandlers Augen weiteten sich. »Das ist ja…«
»Schon wieder eine Überraschung?« fragte Nagalesco.
»Das kann man wohl sagen«, erwiderte der Parapsychologe. »Wie lange stehen diese Figuren schon hier?«
»Ich habe das Haus mit ihnen übernommen«, sagte der Verwalter.
»Haben Sie sich die Mühe gemacht, sich die Figuren genau anzusehen?« fragte der Professor.
»Nein. Ich schwärme nicht für Bildhauerei. Mir gibt eine tote Materie nichts. Ich halte mich lieber an die lebenden Figuren«, sagte Nagalesco und schielte grinsend nach Joan Duxbury.
»Sehen Sie sich die Gesichter dieser Gestalten genau an«, verlangte Charles Chandler. »Und sagen Sie mir, was Ihnen an ihnen auffällt.«
Nagalesco streifte die Figuren mit einem flüchtigen Blick. »Ich würde sagen – nichts.«
»Doch«, warf Joan Duxbury ein. »Doch, mir fällt etwas auf.«
»Was?« wollte der Professor wissen.
»Die Figuren haben eine gewisse Ähnlichkeit mit uns. Die Frau bin ich. Der Mann da sind Sie, Professor. Das ist Mr. Nagalesco und das ist John Sinclair.«
Der Verwalter grinste schief. »Wenn man eine Ähnlichkeit feststellen möchte, braucht man aber schon eine rege Phantasie.«
Er ließ einfach gar nichts gelten, aber was Joan Duxbury gesagt hatte, stimmte tatsächlich. Diese steinernen Figuren stellten uns dar.
Der Hexer hatte mit seinem unheimlichen Spiel schon begonnen!
Joan blickte sich mißtrauisch um. Sie fühlte sich beobachtet, angestarrt, belauert. Ich trat neben sie. »Merken Sie es auch, John?«
»Was?« fragte ich.
»Das Haus nimmt eine feindselige Haltung gegen uns ein«, flüsterte das blonde Mädchen.
»Nicht das Haus, aber der Geist, der in ihm lebt.«
»Werden wir ihn zu sehen kriegen?«
»Davon bin ich überzeugt. Sie sollten keinen Schritt allein tun. Kann

ich mich darauf verlassen?«

Joan nickte. »Ja. Ich glaube, ich hätte sowieso nicht den Mut, allein durch dieses Gebäude zu gehen.«

»Ich schlage vor, Sie zeigen uns alle Räumlichkeiten, Mr. Nagalesco«, sagte Professor Chandler.

»Meinetwegen. Werden Sie mir dafür hinterher helfen, hier drinnen wieder Ordnung zu schaffen?«

»Aber ja. Wir machen uns gern nützlich«, sagte Charles Chandler.

»Dann darf ich Sie bitten, mit mir zu kommen.« Nagalesco ging vor. Er führte uns durch die Räume im Erdgeschoß. Nash war bei uns. Ich konnte seine unheimliche Nähe fühlen. Er schaute uns gewissermaßen ständig auf die Finger, wollte genau wissen, was wir taten.

Als wir nach diesem Rundgang in die Halle zurückkehrten, staunten wir, denn die schreckliche Unordnung, die geherrscht hatte, existierte nicht mehr.

»Unser Geist hat sich seiner Ordnungsliebe besonnen«, sagte Nagalesco. »Die Bilder hängen wieder gerade. Sessel und Stühle stehen an ihrem Platz, die Teppiche liegen da, wo sie hingehören. Vielen Dank, Nash, du hast uns eine Menge Arbeit erspart.« Den letzten Satz rief er laut.

»Glauben Sie immer noch, daß nur wir vier uns in diesem Haus befinden?« fragte Chandler den Verwalter.

»Klar.«

»Sie verschließen Ihre Augen weiterhin vor der Realität? Das grenzt schon an Dummheit«, sagte Chandler ärgerlich.

Nagalesco grinste. »Vielleicht hatten wir vorhin eine Halluzination.«

»Alle vier?«

»Warum nicht? So etwas soll schon mal vorgekommen sein.«

»Führen Sie uns zum Obergeschoß hinauf«, verlangte Chandler mürrisch. Mit diesem notorischen Zweifler konnte man nicht vernünftig reden.

Wir näherten uns der Treppe, die nach oben führte. Plötzlich sog Joan Duxbury geräuschvoll die Luft ein. Ich sah sie an. Dann folgte ich ihrem Blick. Sie starrte die Wand an.

Denn an der Wand standen unsere Namen. Hinter jedem war ein Kreuz gemalt. So als wären wir gestorben!

***

Und dann vernahmen wir das Rauschen von Wasser. Irgendwo oben. Eine dünne Frauenstimme geisterte durch das Haus. »Da singt jemand«, flüsterte Charles Chandler. »Hören Sie es auch, John?«

»Natürlich«, sagte ich.

»Wußte ich’s doch gleich, daß sich in dieses Haus jemand ohne meine Erlaubnis einquartiert hat!« knurrte Nick Nagalesco.

Das dünne Stimmchen erzeugte in mir einen kalten Schauer. Es war eine alte Weise, die die Frau sang.

»Dieses Geheimnis wird gleich gelüftet sein!« sagte der Verwalter.

»Warten Sie einen Augenblick. Ich kaufe mir das Weibchen und setze es auf die Straße. So eine Unverfrorenheit!«

»Nein«, sagte Chandler. »Bleiben Sie hier. John Sinclair und ich gehen hinauf.«

»Warum gehen wir nicht alle vier?« fragte Joan nervös.

»Weil wir nicht wissen, was für Gefahren dort oben auf uns lauern.«

»Vorhin wollten wir aber doch das Obergeschoß gemeinsam aufsuchen.«

»Jetzt erachte ich es für vernünftiger, wenn Sie hier warten«, sagte Chandler. Er sah den Verwalter streng an. »Sie bleiben bei meiner Sekretärin. Passen Sie gut auf sie auf.«

Nagalesco grinste breit. »Worauf Sie sich verlassen können. Ich bin ein sehr ritterlicher Mensch. Solange ich bei Joan bin, wird ihr nichts geschehen, das verspreche ich.« Er legte seinen Arm um ihre Schultern. Sie befreite sich ärgerlich aus seinem Griff. Ich merkte, daß sie innerlich auf Abwehr eingestellt war. Sie konnte Nagalesco nicht ausstehen, und ich muß zugeben, mir war der selbstsichere, überhebliche Bursche auch nicht sonderlich sympathisch. Aber nun war er mal mit uns in diesem Schreckenshaus, und wir mußten uns mit ihm abfinden.

Es war ein Fehler von Professor Chandler gewesen, ihm vorzuschlagen, mitzukommen. Wir wären ohne ihn besser zurechtgekommen. Joan Duxbury hob den Kopf und lauschte.

Die zarte Frauenstimme schien von überall her zu kommen. Vor allem aber schien sie über unseren Köpfen aus der Decke zu dringen. Unheimlich, wie sie sang. Man bekam davon die Gänsehaut.

»John.« Chandler legte seine Hand auf meine Schulter.

»Ja, Professor?«

»Gehen wir?«

»Meinetwegen.«

»Kommt aber bald wieder«, sagte Joan Duxbury heiser. »Ich bin nicht gern allein in diesem Haus.«

»Sind Sie doch nicht, Herzchen«, sagte Nick Nagalesco. »Sie haben doch einen Beschützer.«

Sie schien daran zu zweifeln, ob er sie wirklich beschützen konnte, wenn eine ernste Bedrohung auf sie zukam. Der Professor und ich setzten unseren Fuß auf die erste Stufe.

Joan blickte uns besorgt nach. Ihre rehbraunen Augen verrieten, daß sie sich fragte, ob sie uns jemals lebend wiedersehen würde.

Nun, ich wollte auf der Hut sein.

Wer immer dort oben sang, was immer dort oben auf uns wartete,

ich wollte mich von Nash nicht unterkriegen lassen. Viele Register, die er zu ziehen imstande war, waren reine Mätzchen. Damit bewies er uns nur, was er alles auf Lager hatte. Manche Dinge sollten uns auch einschüchtern. So zum Beispiel die Schrift an der Wand. Unsere Namen mit den Kreuzen dahinter.

Mein Blick streifte Charles Chandler. Der Parapsychologe schritt mit straff gespannten Zügen neben mir die Treppe hinauf. Ich sah mich, als wir oben anlangten, kurz um.

Unten standen Joan Duxbury und Nick Nagalesco. Würden sie noch dastehen, wenn wir zurückkehrten? Ich hoffte es.

»Was für ein Gefühl haben Sie, Professor?« fragte ich leise.

»Ein scheußliches«, gab Chandler ehrlich zu. »Der Mensch hat Angst vor dem Ungewissen. Wenn er die Gefahr einmal erkannt hat, ist seine Furcht nur noch halb so groß.«

»Das stimmt«, sagte ich. Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß er recht hatte.

Der Gesang der Frau wurde lauter. Vor uns lag ein langer Gang.

Links und rechts gingen Türen ab. Ich preßte die Kiefer zusammen.

Wir gingen den Gang entlang, auf die letzte Tür zu, denn hinter ihr war die singende Unbekannte…

***

Joan rieb sich wieder fröstelnd die Oberarme. Nick Nagalesco grinste amüsiert. »Ich verstehe nicht, wie man sich so viel fürchten kann«, sagte er. »Es ist doch alles in Butter.«

»Das glauben Sie, aber Sie sind auf dem Holzweg, mein Lieber«, sagte Joan verstimmt. Allmählich ging ihr dieser Mann auf die Nerven. Er war ein Besserwisser. Ein Angeber. Er hielt sich selbst für einen Supermann. Unwiderstehlich und unbesiegbar. Solche Typen waren Joan immer schon zuwider gewesen.

Sie richtete ihren Blick auf die Wand, an der die vier Namen standen. Einer schien sich deutlicher hervorzuheben. Es war Nagalescos Name. Was hatte das zu bedeuten? Das er als erster sterben sollte?

»Ich bitte Sie, wischen Sie das weg«, sagte Joan.

»Stört Sie die Schrift.«

»Ja.«

»Na schön, dann will ich sie entfernen«, sagte Nagalesco. »Sind doch alles nur dumme Mätzchen.«

»Ausgeheckt von einem gefährlichen Zauberer, einem Hexer!« sagte Joan eindringlich. »Wann werden Sie das endlich zur Kenntnis nehmen?«

»Nie«, sagte der Verwalter und wischte mit dem Taschentuch über die Schrift. »Kreide. Ganz ordinäre Kreide«, stellte er fest, als er Professor Chandlers Namen auslöschte.

Er wischte weiter. Joan bat ihn, ihr zu erklären, wie es kam, daß man hier drinnen ihre Namen kannte. Er sagte, auch das wäre irgendein billiger Trick, von dem er sich nicht beeindrucken lasse.

Er löschte Joans Namen. Als nächsten wischte er John Sinclairs Namen weg. Und als er mit dem Taschentuch über seinen Namen fuhr, schmierte er Blut über die Tapete.

Schimpfend steckte er das Tuch ein. »Immer noch nicht bekehrt?« fragte ihn Joan Duxbury.

»Nein. Verdammt noch mal, nein. Na schön, vielleicht spukt es wirklich in diesem Haus. Aber das ist bestimmt ganz harmlos. Menschen können dabei garantiert nicht zu Schaden kommen.«

»Und Tom Levant?«

»Wer weiß, wo der war. Er hat sich doch halbtot zu seinem Freund geschleppt. Vielleicht ist er auf der Straße überfallen worden.«

»Wir haben sein Blut auf dem Fußboden gesehen.«

»Das glaube ich nicht. Ich bin der Auffassung, daß Tom Levant nie in diesem Haus gewesen ist. Er konnte hier nicht rein, weil die Tür abgeschlossen war.«

Plötzlich ein Geräusch. Ein Poltern! Joan riß es regelrecht herum.

Sie blickte mit großen Augen auf eine geschlossene Tür. »Was war das eben?« fragte sie heiser.

»Ein Klopfgeist«, sagte Nagalesco grinsend. »Wollen wir ihn uns ansehen?« Er streckte die Hand aus. »Kommen Sie. Wir sagen ihm guten Tag.«

»Es ist besser, wir rühren uns nicht von der Stelle«, sagte Joan leise. »Wir warten lieber auf die Rückkehr von Professor Chandler und John Sinclair.«

»Wer weiß, wie lange die noch dort oben bleiben.«

Das Poltern wiederholte sich. Joan Duxbury zuckte heftig zusammen. Sie biß sich auf die Unterlippe. Sie hörte, wie ein Möbelstück über den Boden geschoben wurde. Das gab ein dumpfes, ratterndes Geräusch.

Nick Nagalesco amüsierte sich über ihre Spannung. »Wenn man Sie so ansieht, könnte man wirklich meinen, daß man hier drinnen nicht alt wird.«

»Nash will uns nach nebenan locken!« sagte Joan leise.

»Na schön, dann tun wir ihm den Gefallen und suchen ihn auf. Ich möchte ihn sowieso gern kennenlernen.«

»Warum hören Sie nicht endlich damit auf, sich lustig zu machen?« herrschte Joan den Verwalter an.

»Ich kann das alles einfach nicht ernst nehmen. Dazu bin ich ein zu nüchterner Mensch. Ich muß darüber lachen, wenn sich jemand vor einem Geist halbtot fürchtet.« Nagalesco wandte sich um.

»Bleiben Sie bei mir!« rief Joan gepreßt. »Sie haben versprochen, nicht von meiner Seite zu weichen.«

»Bin gleich wieder zurück.«
»Nein, Sie bleiben.«
Nagalescos Miene wurde trotzig. »Hören Sie, Herzchen, ich habe noch nie von einer Frau Befehle entgegengenommen. Wenn mir ein Mädchen so kommt, dann tue ich garantiert nicht das, was sie sagt.«
Er marschierte los. Und da Joan nicht allein bleiben wollte, war sie gezwungen, mit ihm zu gehen.
Der Verwalter blieb vor der geschlossenen Tür stehen. »Was befindet sich dahinter?« wollte Joan wissen.
»Sie waren ja schon drinnen.«
»Ich war in so vielen Räumen…«
»Dies ist das Speisezimmer«, sagte Nagalesco und legte seine Hand auf die Klinke. Sie war eiskalt. Dem Verwalter fiel das zwar auf, aber er maß dem keine Bedeutung bei.
Entschlossen drückte er die Klinke nach unten. Joan hielt den Atem an. Nagalesco versetzte der Tür einen Stoß. Sie schwang zur Seite und knallte gegen die Wand.
Vor ihnen stand eine Tafel mit zwölf Stühlen. Alles aus massivem Holz. Handgeschnitzt. Und auf der Tafel waren die feinsten Köstlichkeiten appetitlich angerichtet. Fasan. Wildschwein. Hummer.
Pasteten. Alles kunstvoll garniert. Einladend und verlockend.
Nagalesco lachte. »Und vor einem so gastfreundlichen Geist fürchten Sie sich, Joan?«
Er begab sich zur Tafel. Niemand war im Raum. Es schien für die vier Menschen gedeckt zu sein, die in das unheimliche Haus gekommen waren. »Nehmen Sie nichts davon!« rief Joan, als der Verwalter nach einer gebratenen Hähnchenkeule griff.
»Warum nicht?« fragte Nagalesco. »Soll ich dem Herrn des Hauses einen Korb geben?«
»Das Essen könnte vergiftet sein«, sagte das blonde Mädchen.
»Das werden wir gleich feststellen«, erwiderte Nick Nagalesco und biß herzhaft in das saftige Fleisch, das von einer knusperigen Haut umhüllt war. Er verdrehte die Augen und küßte seine Fingerspitzen. »Vorzüglich. Sie sollten auch mal probieren, Joan.«
»Vielen Dank, ich habe keinen Appetit«, sagte das Mädchen nervös. Sie wartete auf den grauenvollen Paukenschlag, der irgendwann kommen würde. Oscar Nash war kein Wohltäter. Er war ein Satansbraten. Ein Vertreter der Hölle, der für Luzifer mordete.
Hinter Nagalesco veränderte sich mit einemmal die Wand. Sie wurde weich. Sie beulte sich aus, als ob von der anderen Seite jemand dagegendrücken würde, und in der nächsten Sekunde passierte das Entsetzliche.
Die Schnauze eines Krokodils bohrte sich durch die Wand. Es riß sofort sein schreckliches Maul auf. Wie Nagelbretter sahen die Kiefer

aus. Sie schossen auf Nick Nagalesco zu, der ahnungslos dastand und genüßlich schmatzte!

***

»Vorsicht!« schrie Joan. Ihre Stimme überschlug sich. Sie startete, rannte auf Nagalesco zu, packte seinen Arm und riß ihn von der tödlichen Krokodilschnauze weg. Haarscharf verfehlten die gefährlichen Zähne des geschuppten Tiers den Verwalter. Sie wischten nur wenige Millimeter an Nagalescos Schulter vorbei.

Es ergab sich, daß Joan in Nagalescos Armen landete. Er preßte sie an sich. »Ihre Nerven scheinen nicht die allerbesten zu sein«, sagte er lächelnd.

»Lassen Sie mich los.«

»Was hat Sie denn so maßlos erschreckt?« Er drehte sich um, ohne sie freizugeben. Da war nichts, was ihn hätte beunruhigen müssen.

Auch Joan stellte fest, daß der häßliche Krokodilsschädel wieder verschwunden war. Die Wand war wieder glatt und hart. Da, wo der Schädel des geschuppten Reptils durchgestoßen war, befand sich kein Loch.

Nagalesco mußte denken, daß sie nicht ganz richtig im Kopf war.

»Würden Sie mich bitte loslassen?« sagte sie ärgerlich.

»Erst sagen Sie mir, was Ihnen so große Angst gemacht hat.«

»Sie würden es mir ja doch nicht glauben.«

»Versuchen Sie es.«

»Es war ein Krokodil…«

»Ein echtes Krokodil? So eines, aus dem man Handtaschen macht?«

»Ich sagte, Sie würden mir nicht glauben.«

»Ein Krokodil wollte mich hinterrücks fressen?«

»Ja. Sein Schädel bohrte sich durch die Wand.«

Nick Nagalesco ließ Joan los. »Wo?« fragte er. »Hier?« Er klopfte mit den Knöcheln seiner Finger gegen die Wand. Sie war total hart.

»Oder hier?« Er klopfte an einer anderen Stelle. »Wie kann sich durch diese dicke Mauer ein Krokodilsschädel bohren?«

»Fragen Sie mich nicht, wie. Ich kann es Ihnen nicht erklären. Ich kann Ihnen nur sagen, daß es passiert ist, und Sie sollten es mir glauben.«

»Das fällt mir aber verdammt schwer. Ein Krokodil…«

»Dann lassen Sie's eben bleiben!« sagte Joan Duxbury zornig.

»Nehmen Sie einfach zur Kenntnis, daß ich Ihnen das Leben gerettet habe.«

Er grinste breit. »Und warum haben Sie das getan?«

»Das frage ich mich auch. Ich finde Sie nämlich widerlich und penetrant.«

Er behielt sein Grinsen bei. Langsam kam er auf sie zu. »Du gefällst

mir, wenn du wütend bist, Herzchen.«
»Nennen Sie mich nicht immer Herzchen!« fauchte sie ihn an.
»Und ich habe Ihnen nicht erlaubt, mich zu duzen!«
»Ich weiß, man duzt sich erst nach dem Kuß. Ich finde es riesig nett von dir, daß du dich so sehr um mich sorgst, Joan. Ich möchte dir meine Dankbarkeit beweisen. Laß mich dich küssen.« Er wartete nicht ihre Einwilligung ab, sondern packte sie fest, riß sie an sich und preßte seine Lippen auf ihren heißen Mund. Sie riß sich von ihm los, stieß ihn zurück und gab ihm eine schallende Ohrfeige.
Wut funkelte in ihren rehbraunen Augen. »Tun Sie das nicht noch mal!« zischte sie, wirbelte herum und stürmte aus dem Speisezimmer. Daß sie von diesem Moment an allein war, fiel ihr nicht sofort auf.

***

Wir standen vor der geschlossenen Tür. Eine weiche, warme Stimme drang an unser Ohr und wir hörten das Plätschern von Wasser.
»Hört sich an, als würde jemand ein Bad nehmen«, sagte Charles Chandler leise.
»Da wir Gentlemen sind und es sich offensichtlich um eine Dame handelt, dürfen wir da nicht so einfach hineinplatzen«, sagte ich.
»Eine Dame? Die hier nichts zu suchen hat! Vielleicht auch ein Geistwesen. Wieviel Rücksichtnahme ist da angebracht?«
»Es gehört sich, daß man anklopft«, sagte ich.
Und Chandler klopfte an die Tür. Schlagartig verstummte der Gesang. Aber niemand forderte uns auf, einzutreten. Kein Mensch fragte uns, wer wir waren oder was wir wollten. Stille herrschte mit einemmal. Grabesstille.
Der Professor warf mir einen ruhelosen Blick zu, und als ich nickte, griff er nach dem Türknauf und drehte ihn nach rechts. Es war nicht abgeschlossen. Die Tür ließ sich öffnen. Wir traten in einen leeren Raum. Auf dem Bett lag das Kleid einer Frau. Aus weißem Leinen. Ein einfaches Hemd war es eigentlich nur.
Ein Totenhemd!
Wir blickten uns aufmerksam um. Wo war der Spuk, der uns hier heraufgelockt hatte? »John!« Chandler wies auf eine offene Tür. Sie führte ins Bad. Mein Herz schlug mit einemmal schneller. Würden wir im Bad eine Tote finden? Eine lebende Tote? Die Lieder sang und im Wasser planschte?
Wir schlichen auf die Tür zu. Meine Nervenstränge strafften sich.
Die Tür war halb offen. Wir drückten sie weiter auf. An der Wand hing ein Kristallspiegel. Die Badewanne war voll mit Wasser. Jemand mußte es eingelassen haben. Der weibliche Zombie?
»John!« rief der Professor wieder. Auf den schwarzen Bodenkacheln waren die nassen Spuren nackter Füße zu sehen. Sie führten auf eine

andere Tür zu. Zwei nebeneinanderliegende Zimmer verfügten über ein und dasselbe Bad.

Mein Jagdfieber loderte auf. Ich folgte den nassen Spuren. Endlich etwas Konkretes. Endlich etwas Handfestes. Eine Spur. Sie würde mich zu dieser Frau führen, die so unheimlich gesungen hatte.

Sicherheitshalber zog ich meine Beretta, die mit Silberkugeln geladen war, aus der Schulterhalfter. Ich entsicherte die Pistole. Niemand konnte wissen, was mich hinter dieser Tür erwartete.

Die Frau? Die Tote?

Ich erreichte die Tür und öffnete sie schnell. Meine Augen waren ganz schmal. Mein Gesicht sah in diesem Augenblick aus, als wäre es aus Granit gemeißelt. Ich stand unter Strom, rechnete jeden Moment mit einem Angriff.

Rasch trat ich in den anderen Raum. Ein Luftzug warf die Tür hinter mir zu. Ich war allein. Professor Chandler befand sich noch im Bad. Ich dachte im Moment nicht an ihn, sondern nur an die Untote, die gesungen hatte.

Wohin war sie verschwunden? Auf dem Teppich verlor sich ihre Spur. Doch plötzlich gewahrte ich hinter einem Paravant eine Bewegung. Und dann huschte eine Gestalt, die durchaus nackt sein konnte, durch den schummerigen Raum.

Meine Beretta flog hoch. »Halt!« schrie ich. »Oder ich schieße!«

Meine Stimme ließ keinen Zweifel darüber zu, daß ich ernst meinte, was ich sagte.

***

Chandler wollte mir zuerst folgen, doch dann blieb er im Bad. Er dachte, ich hätte die Tür zugeworfen, nahm vermutlich an, daß ich mich allein um die Frau kümmern wollte.

Grübelnd zupfte er an seinem Schnauzbart. War all den Menschen, die in Camberwell verschwunden waren, dasselbe zugestoßen?

Hatte mit ihnen Oscar Nash auch so lange Katz und Maus gespielt?

Oder war er über die sofort hergefallen, weil sie allein gewesen waren, während er bei ihnen vieren zunächst einmal trachten mußte, sie auseinanderzubringen?

Nun, in die Hälfte geteilt hatte er die vierköpfige Gruppe bereits.

Und nun hatte er ihn von John Sinclair getrennt. Stand nun ein Angriff kurz bevor? Wen würde es als ersten Treffen?

Chandler schaute in den Spiegel. Überall in diesem Haus war die Ausstrahlung des absolut Bösen zu spüren. Doch hier fühlte der Parapsychologe die Einflüsse der Hölle besonders intensiv.

Er richtete seinen Blick an seinem Spiegelbild vorbei. Ein süßlicher Geruch stieg ihm in die Nase. So roch Blut! Und plötzlich fuhr dem Professor ein eisiger Schrecken in die Glieder, denn die Badewanne

war auf einmal nicht mehr mit Wasser, sondern mit Blut gefüllt!

Er wirbelte herum. »Das ist ja…«

Er starrte auf die feuchten Spuren. Ebenfalls Blut!

Er ging in die Hocke und berührte eine Fußspur mit den Fingerspitzen. Klebrig und dunkelrot. Kein Irrtum war möglich. Hier hatte tatsächlich jemand in Blut gebadet.

Chandler vernahm ein plätscherndes Geräusch. Es kam aus der Badewanne. Ihm war, als würden dicke Hagelschauer über seine Wirbelsäule rieseln. Die Person, die im Blut gebadet hatte, schien sich noch in der Wanne zu befinden. Charles Chandler richtete, noch in der Hocke, seinen Blick auf den Wannenrand, der sich in seiner Augenhöhe befand.

Plötzlich sah er eine Hand. Die schlanken Finger einer Frau. Blut tropfte von ihnen auf die Fliesen herab. Er schnellte hoch, und da sah er die unheimliche Frau.

Sie tauchte aus dem Blut auf. Es rann über ihren nackten Körper.

Das lange schwarze Haar klebte an ihrem Kopf. Sie hatte ein schönes, ebenmäßiges Gesicht und schwarze, stechende Augen, mit denen sie den Parapsychologen nun haßerfüllt anstarrte.

Sie verbarg ihre rechte Hand hinter ihrem Rücken vor ihm. Doch nicht mehr lange. Sobald sie aus der Wanne gestiegen war, kam die Hand zum Vorschein. Chandler hatte das Gefühl, seine Haare würden ihm mit einemmal zu Berge stehen.

Was er sah, entsetzte ihn.

Denn die Frau hielt ein Messer mit einer langen Klinge in ihrer Hand!

***

Nick Nagalesco rieb sich die brennende Wange. Joan hatte tüchtig zugelangt. Es machte ihm nichts aus. Er grinste trotzdem. Es war nicht die erste Ohrfeige, die er kassierte, weil er einem Mädchen einen Kuß geraubt hatte. Das kam immer wieder mal vor. Er riskierte es gern, und in Joans Fall hatte sich dieses Risiko gelohnt.

»Verrücktes Weibervolk!« sagte er amüsiert. »Na warte, du kleines Luder. Du bist keine Heilige. Dich kriege ich auch noch dorthin, wo ich dich haben will.« Es hatte in der Tat noch nie ein Mädchen gegeben, bei dem Nagalesco nicht erreicht hatte, was er wollte. Die vielen Erfolge machten in verständlicherweise selbstsicher, und er war zuversichtlich, daß er auch bei Joan Duxbury ans Ziel kommen würde. Er hatte einer Frau viel zu bieten. Trotz seiner Jugend hatte er schon reichlich Erfahrung gesammelt, und Joan würde bestimmt auf ihre Kosten kommen.

»Ein Krokodil«, knurrte er und schüttelte den Kopf. »Aus der Wand. Lächerlich.«

Ein seltsames Gefühl schlich sich in seinen Magen. Erst war es nur

ein leichtes Unwohlsein. Dann aber ging es weiter mit Magendrücken und wellenartigen Magenkrämpfen.

Auf einer Kommode stand eine Scotchflasche, zwölf Gläser daneben. Er öffnete die Flasche, goß eines der Gläser halb voll und trank. Der Schnaps verschaffte ihm sofort Erleichterung.

Aber nur für wenige Augenblicke. Dann kamen die Schmerzen wieder. Er trank noch einmal dasselbe Quantum. Wieder wurde ihm kurz besser. Aber die Schmerzen blieben nicht weg.

»Verdammt!« keuchte Nagalesco. Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Die Schmerzen nahmen zu. Hätte er die Hähnchenkeule nicht essen sollen? War das köstliche Zeug auf der Tafel tatsächlich vergiftet?

Er drehte sich um. Im selben Moment weiteten sich seine Augen.

Angewidert starrte er auf die Tafel. »Großer Gott!« stöhnte er. Fauliger Geruch stieg ihm in die Nase. Die leckeren Speisen waren allesamt verdorben. Über die Silbertabletts liefen häßliche Ratten, während sich auf dem Essen Würmer und Ungeziefer bewegten.

Ein schrecklicher Ekel würgte Nick Nagalesco. Er wurde grün im Gesicht, wandte sich von der Tafel ab und rannte zur Tür. Er glaubte, sich übergeben zu müssen.

Sobald er die Tür erreichte, wollte er sie aufreißen, doch sie schien zu klemmen, oder hatte Joan Duxbury sie abgeschlossen? Er wollte mit den Fäusten gegen das Holz hämmern.

Da vernahm er hinter sich ein gemeines Gelächter. Es riß ihn herum, und er sah einen alten Mann. Eine Ausgeburt der Häßlichkeit mit schlohweißem Haar. Es hieß, daß Oscar Nash die Menschen schon mit seinem Aussehen allein zu Tode erschrecken konnte.

Also mußte das Nash, der Hexer, sein!

»Verdammt, wer sind Sie?« fragte Nagalesco, obwohl er es zu wissen glaubte. »Was haben Sie in diesem Haus zu suchen?«

»Ich gehöre hierher«, sagte der häßliche Alte. »Dies ist mein Haus. Ich habe es erbaut.«

Glühende Schmerzen tobten in Nagalescos Magen. Er preßte die Hände darauf. »Was ist mit dem Essen?«

»Es ist verdorben«, sagte Nash höhnisch. »Aber Sie in Ihrer Gier haben es nicht bemerkt.«

»Es hat verlockend und genießbar ausgesehen.«

»Tollkirschen sehen auch verlockend und genießbar aus. Oder der Fliegenpilz…«

»Was wird mit mir geschehen?« stöhnte Nagalesco.

»Du wirst sterben!« sagte der Hexer kalt. »So wie die drei andern, die das Geheimnis meines Hauses erforschen wollen! Aber du wirst nicht durch diese verdorbenen Speisen dein Leben verlieren, sondern durch mich!«

Die Schmerzen ebbten ab. Nagalesco ging es wieder besser. Er

wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von seiner Stirn. Neue Hoffnung schöpfend, suchte er nach einer Fluchtmöglichkeit.

Da, wo Nash stand, begann die Luft zu flimmern und zu knistern.

Der Alte war nicht mehr genau zu erkennen. Seine Konturen verschwammen. Nagalesco hatte den Eindruck, der Hexer würde sich auf den Boden legen, und als sich die Luft wieder beruhigte, sah der Verwalter, was aus Nash geworden war.

Ein widerliches, blutrünstiges Krokodil!

***

Von diesem Moment an war Nick Nagalesco bekehrt. Er war bereit, alles zu glauben, was man über dieses Schreckenshaus erzählte. Er wäre auch bereit gewesen, Professor Chandler gegenüber Abbitte zu leisten. Aber würde er dazu noch Gelegenheit haben?

Er dachte an Tom Levant, das bisher letzte Ofer des Hexers. War der Mann auch von diesem Krokodil angefallen worden? Das geschuppte Monster kroch langsam auf den Verwalter zu.

Nagalescos Blutdruck schnellte nach oben. Entsetzt starrte er auf das gefährliche Reptil, das mit seinen kräftigen kurzen Beinen über den Boden kroch. Ein mordgieriges Funkeln war in den geschlitzten Augen der Bestie.

Nagalesco wich zurück. Er ergriff einen der schweren Stühle, packte ihn mit beiden Händen und stellte sich dem Untier. Fauchend klappte das Krokodil sein riesiges Maul auf.

Nagalesco nahm all seinen Mut zusammen. Er stieß zu. Schnapp!

Die harten Zähne bissen ein Stuhlbein glatt durch. Als Nagalesco das sah, verlor er die Nerven.

Er schwang den Stuhl hoch und drosch ihn dem Krokodil auf den Schädel. Doch er erreichte nichts damit. Der Stuhl zerbrach. Das war alles, was passierte. Nagalesco sprang daraufhin auf den Tisch, in der Hoffnung, daß ihm das Biest da hinauf nicht folgen konnte.

Aber das Höllenkrokodil wußte sich zu helfen.

Es biß die Holzbeine der Tafel durch. Der Tisch sackte auf einer Seite nach unten. Auf der glatten schiefen Fläche rutschte dem Ungeheuer alles entgegen, was sich darauf befand.

Nagalesco fiel. Er rutschte ebenfalls. Entsetzt klammerte er sich mit beiden Händen an den Tafelrand. Knapp vor dem aufgerissenen Maul des Reptils konnte er sich fangen.

Das Krokodil kroch auf den Tisch. Nagalesco zog sich bestürzt an der Kante hoch. Er rutschte mit den Ledersohlen seiner Schuhe mehrmals ab. Endlich fand er Halt.

Blitzschnell sprang er auf und stürmte durch das Speisezimmer.

Auf eine andere Tür zu. Hoffentlich läßt sich wenigstens die öffnen! dachte er verzweifelt.

Atemlos erreichte er sie. Er warf einen Blick zurück. Das Krokodil lief auf ihn zu. Weit war sein schreckliches Maul aufgerissen. Nagalesco blickte in einen blutroten Rachen.

Er wuchtete sich mit großer Kraft gegen die Tür. Sie schwang auf.

Dem Himmel sei Dank! schoß es Nagalesco durch den Kopf. In seiner Panik kam ihm nicht in den Sinn, daß er diesen Raum, in den er nun gelangt war, noch nie zuvor betreten hatte.

Normalerweise war da gar keine Tür!

Doch das fiel Nick Nagalesco in seiner Angst nicht auf. Er warf die Tür hinter sich zu und lehnte sich keuchend dagegen. Erst jetzt nahm er seine Umgebung wahr, und was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Tote. Überall lagen Tote. Zum Teil bereits skelettiert. Nashs Opfer der vergangenen Jahre.

Es waren viele. Sehr viele. Und er, Nick Nagalesco, sollte dazu kommen.

***

Das Auftauchen der blutigen Frau hatte Charles Chandler schwer geschockt. Gebannt blickte er auf das Messer in ihrer Hand. Zweifellos wollte sie ihn damit umbringen. Im Auftrag der Hölle. Chandler hatte keine Ahnung, wer die Frau war. Eine frühere Besitzerin des Hauses? Nashs Eheweib? Eines von Nashs unglücklichen Opfern?

Der Parapsychologe streckte der Nackten abwehrend die Hände entgegen. »Bleiben Sie stehen!«

Es flackerte böse in ihren schwarzen Augen. »Ich will dein Leben!« sagte sie leise. »Gib es mir! Komm, gib es mir!«

»Wer sind Sie?«

»Ich bin deine Mörderin. Es macht Spaß, zu töten. Es macht aber auch Spaß, zu sterben. Gleich wirst du es erfahren.«

»Leben Sie mit Nash in diesem Haus?«

»Ja. Seit vielen Jahren. Wir verschaffen dem Satan Seelen. Ein vergnüglicher Zeitvertreib.«

Die Frau kam näher. Sie wollte nicht mehr reden, sondern handeln. Blitzschnell hob sie den Messerarm und stach zu. Chandler warf sich zur Seite. Die Klinge verfehlte ihn. Sie traf die Kachelwand, ratschte über diese nach unten, ohne abzubrechen.

Chandler versetzte der Frau einen Stoß, kreiselte herum und wollte das Bad durch die Tür verlassen, durch die er es betreten hatte. Kaum bemerkte die Frau das, da ließ sie die Tür auch schon mit der Kraft ihres Willens zuschlagen. Und sie versah die Tür mit einer magischen Sperre, die der Professor nicht durchbrechen konnte.

Er warf sich gegen die Tür, rammte die Schulter gegen das Holz.

Ein heftiger Schmerz durchraste seinen Arm, denn die Wucht, mit der er sich gegen die Tür katapultiert hatte, war groß gewesen.

Hinter ihm lachte das blutige Satansweib.

Mit erhobenem Messerarm stürzte sich die Furie auf den Professor. Abermals konnte der Wissenschaftler einer tödlichen Verletzung knapp entgehen. Er fiel der grausamen Mörderin in den Arm.

Er packte die Messerhand. Sobald er Kontakt mit dem Körper der Untoten hatte, saugte sich das Blut, das an ihr klebte, in seine Kleider.

Sie war ungemein stark. Kräftiger als Charles Chandler, obwohl der kein Schwächling war. Dicht vor seinen Augen hatte er ihr verzerrtes Gesicht. Er drehte sich mit ihr mehrmals im Kreis, knallte gegen die Wand, gegen die Wanne, drohte hineinzukippen, bog sich zurück, ließ die Messerhand nicht los.

Da schlug ihm die Furie die linke Faust ins Gesicht. Er war benommen, halb blind. Seine Reflexe ließen nach. Er vermochte die Messerhand nicht mehr länger festzuhalten.

Die Untote stach sofort wieder zu. Chandler wirbelte zur Seite. Er versuchte der Frau die Beine unter dem Körper wegzusicheln, glitt dabei auf dem rutschigen Boden selbst aus und fiel.

Sie lachte höhnisch. Ein satanischer Triumph glühte in ihren Augen. »Jetzt bist du dran!« fauchte sie. »Jetzt nehme ich mir dein Leben!«

Chandler richtete sich auf. Die Unheimliche griff mit der Linken in sein Haar, während sie mit der Rechten nach unten stieß.

»J-o-h-n!« brüllte der Parapsychologe.

***

Die Gestalt – nichts weiter als ein weißes Schemen – flog förmlich durch den Raum. Auf mein Rufen reagierte sie nicht. Ich wollte schießen, doch ehe ich den Finger am Abzug krümmen konnte, flitzte die milchig-trübe Erscheinung aus dem Raum. Die Tür, die sie aufgerissen hatte, blieb offen.

Ich nahm sofort die Verfolgung auf. Hinter was für einem Wesen war ich her? Konnte ich es mit einer geweihten Silberkugel zerstören? Ich war nicht voll ausgerüstet. Mein Einsatzkoffer befand sich zu Hause. Die Dämonenpeitsche, mit der man das Böse gehörig in die Knie zwingen konnte, war bei meinem Freund Suko.

Ich hatte nur die Beretta, meinen geweihten Silberdolch und mein Kruzifix bei mir. Das mußte reichen. Atemlos kam ich zur Tür. Ich sah das Geistwesen den Gang entlanghuschen.

Rasch zielte ich im Beidhandanschlag, aber die weiße Erscheinung schien die Gefahr zu wittern. Blitzschnell schlug sie einen Haken, und in der nächsten Sekunde brachte sie sich hinter einem Mauervorsprung in Sicherheit.

Ich eilte gespannt darauf zu. Mit erhobener Waffe näherte ich mich dem Mauervorsprung, hinter dem eine schattige Nische lag. Wenn mich das Wesen angriff, würde ich schießen.

Ruhig ruhte mein Finger am Abzug. Je näher ich der Nische kam, desto langsamer ging ich, und um so vorsichtiger wurde ich. Es sollte dem Geisterwesen nicht gelingen, mich zu überrumpeln.

Ich war auf totale Abwehr eingestellt. Auf bedingungslose Verteidigung. Mit jedem Schritt wuchs meine Spannung. Ich erreichte den Mauervorsprung, spannte die Muskeln und machte dann den entscheidenden Satz vorwärts.

Vor mir lag eine leere Nische. Ausgefüllt mit einem dunkelgrauen Schatten. Von dem Geistwesen keine Spur. Es hatte sich im wahrsten Sinne des Wortes in Luft aufgelöst.

Ärgerlich ließ ich die Beretta sinken. Ich trat zwei Schritte vor und tastete die Wände der Nische ab, um sicherzugehen, daß es hier keine Geheimtür gab, durch die man entwischen konnte.

Nichts.

Das schemenhafte Etwas war mir entkommen.

Ich drehte mich auf den Hacken um, um zu Charles Chandler zurückzukehren, der mir – wie mir erst jetzt auffiel – nicht gefolgt war.

Da hörte ich ihn plötzlich meinen Namen brüllen, und meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen.

Ich hetzte in jenen Raum zurück, aus dem ich soeben gekommen war. Mit langen Sätzen lief ich auf die Badezimmertür zu. Aus dem Bad drang Kampflärm. Ich wollte die Tür aufreißen, doch das ging nicht.

Ich schlug mit beiden Fäusten dagegen. »Professor!« schrie ich.

»Charles! Schließen Sie auf!«

Chandler reagierte nicht darauf. Ich warf mich mehrmals gegen die Tür. Sie gab nicht nach. Daraufhin wollte ich mein Glück bei der anderen Tür versuchen.

Ich verließ den Raum, jagte nach nebenan – und fand auch da eine verschlossene Tür vor. Der Parapsychologe war mit jemandem im Bad eingeschlossen. Ich hörte das Patschen von nackten Füßen. Ich hörte den Professor keuchen. Es klatschte, wenn er zuschlug. Das Stampfen seiner Schuhe war zu hören. Ich unternahm einen neuen Versuch, um zu ihm zu gelangen. Aber die Tür schien aus widerstandsfähigem Metall zu bestehen.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sich Chandler im Bad selbst eingeschlossen hatte. Er war eingeschlossen worden. Vermutlich waren da magische Kräfte im Spiel.

Dagegen hatte ich eine Wunderwaffe: mein geweihtes Silberkreuz.

Blitzschnell legte ich es frei, so daß es unbedeckt an der Kette an meinem Hals hing. Ich täuschte mich nicht.

Die Türen waren tatsächlich magisch verriegelt worden. Mein Kreuz reagierte darauf. Die geballte Kraft des Lichts prallte gegen die Sperre

des Bösen und sprengte sie.

Ein Knirschen und Krachen – und dann flog die Tür vor mir zur Seite. Der Weg zu Charles Chandler war frei. Und es war höchste Zeit, daß ich zu ihm kam.

Er kämpfte gegen eine nackte blutige Frau auf verlorenem Posten.

Als sie ihn bei den Haaren gepackt hatte und erstechen wollte, hatte er es noch einmal geschafft, dem Messerhieb zu entgehen, doch nun sah es verdammt ernst für ihn aus.

Er saß auf dem Boden. Mit dem Rücken lehnte er an der Badewanne, die mit Blut gefüllt war. Er keuchte schwer. Der Kampf mit der Frau hatte ihn sehr viel Kraft gekostet.

Ihr letzter Fausthieb hatte ihn brutal niedergeworfen. Benommen blickte er zu der unheimlichen Furie hoch, die sich ihre Chance, den Mann zu töten, nicht entgehen lassen wollte.

Sie holte mit dem Messer kraftvoll aus.

Mir war, als würden Eiskugeln durch meine Adern rollen.

Professor Chandlers Leben hing an einem seidenen Faden, der noch dazu brüchig war. Schon in der nächsten Sekunde konnte dieser Faden reißen.

Die blutige Frau stieß ein irres Gelächter aus.

Charles Chandler riß abwehrend beide Arme hoch. Er wollte versuchen, die Messerhand des mordlüsternen Weibes abzufangen, doch er hätte es nicht geschafft. Er war nicht mehr stark genug.

Ich machte einen großen Schritt vorwärts.

Die Furie wollte dem Professor mit ihrem Messer das Leben nehmen. Ihre Messerhand zuckte auf den wehrlosen Mann zu. Ich zögerte nicht. Meine Beretta richtete sich blitzschnell auf sie.

Auf diese Entfernung konnte ich nicht danebenschießen.

Ich brauchte also nicht zu zielen, konnte einfach abdrücken. Das tat ich. Mein Finger krümmte sich. Krachend entlud sich die Waffe.

Die geweihte Silberkugel wurde aus dem Lauf und der Furie entgegengeschleudert.

Das Geschoß traf!

Die Wirkung war frappierend. Als das Projektil in den nackten Körper des blutigen Weibes eindrang, gellte ein markerschütternder Schrei auf, und gleichzeitig verwandelte sich die unheimliche Frau in eine grelle Stichflamme, die zur Decke hochschoß und dort oben einen schwarzen Brandfleck hinterließ. Das war alles, was von diesem gefährlichen Satansweib übrigblieb.

Ich ließ erleichtert die Waffe sinken.

»Das war Rettung in höchster Not«, sagte Charles Chandler. »Ich danke Ihnen, John.«

»Keine Ursache. Haben Sie mich nicht in dieses Haus mitgenommen, damit ich auf Sie aufpasse?« erwiderte ich.

Ich begab mich zu ihm, streckte ihm die Hand entgegen, er ergriff sie, und ich half ihm auf die Beine.

»Wissen Sie, wer diese Frau war?« fragte ich den Professor.

»Nein. Sie war kalt wie ein Eisblock. Aber ich hatte den Eindruck, daß sie aus Fleisch und erstarrtem Blut bestand.«

»Eine lebende Tote?«

»Ja. Sie hat mit Nash seit vielen Jahren in diesem Haus ihr Unwesen getrieben.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie hat es mir gesagt.«

»Was hat sie noch gesagt?« wollte ich wissen.

»Sonst nicht mehr viel. Nur, daß sie mich umbringen würde.«

Charles Chandler schüttelte sich. »Es war schauderhaft. Wenn Sie nicht eingegriffen hätten, wäre ich verloren gewesen. Diese Furie war ungemein kräftig.«

»Kräfte der Hölle befanden sich in ihr«, sagte ich.

Chandler wischte sich mit der Hand über die Augen. »Nie werde ich vergessen, wie sie aus dieser Wanne voll Blut stieg…« Er drehte sich um, und sein Blick nahm einen ungläubigen Ausdruck an, denn in der Wanne befand sich auf einmal kein Blut mehr, sondern gewöhnliches Wasser.

Mir fiel es auch auf. Ich nickte grimmig. »Nash setzt sein Spiel mit uns fort.«

»Ich bin sicher, daß wir ihn früher oder später zu Gesicht kriegen werden, John«, sagte der Professor.

»Mir wäre früher lieber als später«, knirschte ich, während ich auf die Pistole in meiner Hand schaute.

***

Atemlos lehnte Nick Nagalesco an der Tür. Fassungslos blickte er auf die toten Opfer des Hexers. Hier lagen sie, in diesem Zimmer des Grauens. Der Verwalter leckte sich nervös die Lippen.

Was war das nur für ein Horror. Wie hatte er glauben können, daß es so etwas nicht gibt? Wie hatte er sich einbilden können, die Geschichten, die man sich über dieses Schreckenshaus erzählte, würden alle erfunden sein? Konnte ein Mensch überhaupt eine so grausame Phantasie haben?

Nagalesco hielt die Luft an und lauschte. Das Krokodil, vor dem er geflohen war, war nicht zu hören. Aber es war bestimmt noch in der Nähe. Der Hexer war noch da, Nick Nagalesco glaubte ihn fühlen zu können.

Mit überreizten Nerven versuchte der Verwalter sich ein Bild von seiner Situation zu machen. Er mußte weg von hier. Raus aus diesem Haus. An die andern dachte er nicht.

Auch nicht an Joan Duxbury, die der Professor in seine Obhut gegeben hatte. Zum Teufel, jetzt war sich jeder selbst der Nächste.

Sollte jeder auf seine Weise trachten, aus dem Spukhaus zu kommen.

Nagalesco war nicht in der Lage, sich um die andern zu kümmern.

Er hatte genug damit zu tun, sich um seine eigene Sicherheit zu sorgen. Nash hatte es auf sein Leben abgesehen.

Nash, dieser häßliche alte Hexer. Die Hölle sollte ihn verschlingen!

Nick Nagalesco vernahm plötzlich ein Kratzen an der Tür. Das mußte Nash sein. Er hatte lange Krallen an den Reptilienfüßen. Damit hatte er über das Holz gekratzt.

Bestimmt stellte es für ihn keine Schwierigkeit dar, die Tür aufzubrechen. Nagalesco fragte sich, ob es überhaupt etwas gab, das Nash nicht konnte. In diesem Haus schien ein beonsers stark mit Schwarzer Magie aufgeladenes Feld zu bestehen.

Die Macht des Bösen hatte dieses Gebäude bis unters Dach mit höllischer Energie vollgepumpt. Deshalb konnte sich Oscar Nash hier drinnen so gut entfalten. Luzifer persönlich ermöglichte es ihm.

Abermals dieses Kratzen.

Nick Nagalesco sprang von der Tür weg. Seine Augen weiteten sich vor Panik und Furcht. »Du entkommst uns nicht!« sagte der Hexer.

Seine Stimme schien von überallher zu kommen. Nagalesco drehte sich im Kreis. War der verdammte Hexer noch vor der Tür? Oder befand er sich bereits in diesem schrecklichen Raum?

Uns? schoß es dem Verwalter plötzlich heiß durch den Kopf.

Wieso hatte der Hexer *uns* gesagt?

Die Antwort bekam er umgehend.

Ein Sturm schien plötzlich gegen die geschlossene Tür zu prallen.

Mit einer Gewalt, der kein Mensch etwas entgegensetzen konnte.

Die Kraft des Sturms drückte die Tür auf, und Nagalesco sah sich dern furchterregenden Krokodil wieder gegenüber.

»Ich werde dich zerfleischen!« kam die Stimme des Hexers aus dem Rachen des Reptils.

Dicke Schweißperlen glänzten auf der Stirn des Verwalters. Er schüttelte verzweifelt den Kopf. »Ich kann nicht mehr. Ich halte das nicht mehr aus. Lassen Sie mich gehen, Nash…«

»Du hast dieses Haus betreten.«

»Ich war doch schon öfter hier drinnen.«

»Vielleicht wollte ich dich in Sicherheit wiegen und habe dich deshalb in Ruhe gelassen.«

»Bitte, lassen Sie mich gehen. Ich werde Ihre Ruhe bestimmt nie wieder stören.«

»Oh, so etwas ist keine Störung für mich. Es ist eine willkommene Abwechslung. Es wäre langweilig, wenn sich in meiner Menschenfalle nie jemand fangen würde. Du bist an der Reihe, deine Seele gehört

uns!«

Uns! Da war dieses Wort schon wieder. Himmel noch mal, wieso sprach Nash immer in der Mehrzahl? Im selben Moment wußte Nagalesco, warum.

Der Verwalter vernahm ein Ächzen und Klappern. Er kreiselte entsetzt herum und sah, was passierte.

Die Toten erhoben sich!

***

Skelette richteten sich auf, setzten sich mit eckigen Bewegungen auf.

Eine Truppe des Grauens formierte sich. Nick Nagalesco zweifelte an seinem Verstand. Gleichzeitig aber wußte er, daß ihm seine Sinne keinen Streich spielten. Alles, was er sah, war quälende Realität, gefährliche Wirklichkeit!

Die Opfer des Hexers waren aufgestanden. Mit schleifenden Schritten kamen sie auf Nick Nagalesco zu. Knochenmänner. Sie alle hielt die Magie des Hexers aufrecht. Er gängelte sie. Er zog die Fäden. Sie gehorchten.

Nash dirigierte sie auf den Verwalter zu.

Nagalesco wußte nicht, was er tun sollte. Er befand sich in einer lebensgefährlichen Zwickmühle. Vor sich hatte er die lebenden Toten. Hinter sich hatte er das blutrünstige Krokodil, in das sich Oscar Nash verwandelt hatte. Eine Situation, die Nagalesco nicht einmal seinem Todfeind wünschte.

Was tun?

Verflucht noch mal, was sollte er tun?

Die Front des Schreckens rückte unaufhaltsam näher. Nagalesco blickte in bleiche Totenfratzen. In verzerrte Leichengesichter. Totenschädel grinsten ihn an.

Die grauenerregenden Wesen streckten ihre Hände nach ihm aus, weiße Totenfinger wollten ihn erfassen. Gelbliche Knochenhände wollten ihn packen. Seine Angst uferte aus.

»Neiiin!« brüllte er, als die erste kalte Hand ihn berührte.

Er schlug den Arm nach unten und wich nach links aus. Die Untoten folgten ihm sofort. Er hetzte durch den Raum, immer an der Wand entlang. Die Schreckenswesen blieben ihm auf den Fersen.

Nagalesco suchte eine Tür, ein Fenster.

Da legte sich ihm schwer eine Hand auf die Schulter und riß ihn herum. Er blickte in das kreideweiße Gesicht eines Menschen, den der Hexer schrecklich zugerichtet hatte.

Der Mann war groß. Seine Kleider hingen in Fetzen an seinem Körper. Überall waren tiefe Biß- und Kratzwunden zu erkennen.

Tödliche Verletzungen.

So wirst du auch bald aussehen! schoß es Nagalesco durch den Kopf.

Du bist verloren! Du kannst gegen diese Übermacht nichts ausrichten!
Jetzt dachte er wieder an die andern.
Er brauchte Hilfe. Warum kümmerte sich denn niemand um ihn?
Professor Chandler. John Sinclair. Wo waren sie denn? Wieso überließen sie ihn seinem Schicksal? Brachten sie sich inzwischen selbst in Sicherheit?
Nagalesco wollte um Hilfe brüllen, da schlug ihm der bleiche Zombie die Faust ins Gesicht. Der Treffer war schmerzhaft. Nick Nagalesco wurde von der Wucht des Schlages gegen die Wand geworfen.
Er heulte auf.
Der Untote schlug noch einmal zu. Nagalesco krümmte sich. Er sah die anderen lebenden Leichen näherrücken. Skelette und Tote umringten ihn im Nu. Und alle schlugen auf ihn ein.
Knochenfäuste trafen ihn. Klumpige Leichenfäuste ebenfalls. Er schrie seinen Schmerz und seine Angst heraus, stemmte sich in seiner Verzweiflung von der Wand ab und wuchtete sich den Horrorgestalten entgegen.
Es gab für ihn nur die Flucht nach vorn. Mittenhinein in diesen Trupp des Grauens warf sich Nick Nagalesco. Er prallte gegen harte Skelette und aufgedunsene Leichen.
Mit rudernden Armen wühlte er sich durch die Menge. Sie stemmten sich gegen ihn. Viele Hände ergriffen ihn. Es gelang ihm mehrmals, diese Hände abzuschütteln, sich loszureißen, doch immer neue Finger krallten sich in seine Kleider – bis er festhing.
»Laßt mich!« brüllte er. »Laßt mich los, ihr Teufelsbraten! Hört nicht auf Nash! Er hat euch umgebracht! Ihm verdankt ihr, daß ihr nicht mehr lebt! Solltet ihr ihn deswegen nicht hassen?«
Noch mehr Hände packten Nagalesco.
»Hilfe!« brüllte der Verwalter aus Leibeskräften. »Hiiilfeee!«
Doch Oscar Nash sorgte dafür, daß sein Geschrei außerhalb dieses Raumes nicht gehört wurde.
Nagalesco vernahm ein hungriges Knurren. Das Geräusch schockte ihn schwer. Er sah, wie vor ihm die Untoten auseinanderwichen.
Sie bildeten eine Gasse, an deren Ende sich das mordlüsterne Krokodil befand.
»Sie stehen auf meiner Seite«, sagte der Hexer. »Du kannst sie nicht für dich gewinnen. Es sind willenlose Werkzeuge, die nur meine Befehle ausführen.«
Das große kräftige Reptil kam langsam näher.
Nagalesco bäumte sich auf. Er versuchte sich loszureißen, doch die Knochenfinger und Totenhände bekamen ihn immer besser in den Griff. All sein Bemühen war aussichtslos. Trotzdem gab er noch nicht auf. Er war entschlossen, bis zu seinem Ende zu kämpfen.
Zwei Yards war das grausame Krokodil nur noch von ihm entfernt.

Das Tier hatte einen langen, hart gepanzerten Körper. Es schien fortwährend hämisch zu grinsen. Die Schnauze war stumpf und breit. Ein kräftigeres Tier hatte Nagalesco noch nie gesehen.

Das Maul des Ungeheuers öffnete sich. Kräftige Zähne ragten aus den Kiefern. Fleischfetzen hingen zwischen ihnen. Fleisch aus Tom Levants Körper!

Die Untoten schleuderten den Verwalter auf das Krokodil zu. Er war plötzlich frei. Keine Hand hielt ihn mehr fest. Ihm war, als würde er fliegen. Mit großem Schwung näherte er sich dem Krokodil.

Er konnte weder rechts noch links daran vorbei, so schmal war die Zombiegasse. Die Schnauze des Reptils zuckte ihm entgegen. Nick Nagalesco schnellte sich vom Boden ab.

Er hechtete über das Tier drüber.

Weit flog er durch die Luft, denn die Untoten hatten seinem Körper viel Schwung gegeben. Er krümmte den Rücken, nahm den Kopf nach unten, streckte beide Arme weit vor, um hinter dem Krokodil auf dem Boden abzurollen.

Es gelang ihm.

Er hatte so viel Schwung, daß er gleich wieder auf die Beine kam.

Das Krokodil peitschte wütend mit dem Schwanz. Es traf ihn. Nagalesco wurde gegen die Wand geworfen.

Er hatte das Gefühl, die Bestie hätte ihn in der Mitte auseinandergebrochen. Verzweifelt biß er die Zähne zusammen und versuchte den Raum zu verlassen. Das Krokodil wirbelte erbost herum.

Nagalesco machte ihm mehr Schwierigkeiten als erwartet. Damit sollte nun Schluß sein.

»Auf ihn!« hörte der Verwalter die Stimme des Hexers durch den Raum schneiden. Dieser Befehl galt den Untoten. Sie setzten sich sofort in Bewegung. Nagalesco sah ein Skelett auf sich zukommen. Er rammte es mit der Schulter – wie ein Rugbyspieler beim Sturmlauf – zur Seite.

Es prallte gegen einen zweiten Knochenmann. Beide gingen klappernd zu Boden. Nagalesco änderte keuchend die Richtung.

Zwei zerlumpte Leichen warfen sich ihm entgegen.

Er stieß einen Toten zurück, aber der zweite erwischte ihn mit beiden Händen und brachte ihn zu Fall. Sofort waren alle andern da.

Sie nagelten den Verwalter auf dem Boden fest.

Diesmal kam Nagalesco nicht mehr frei. Das Krokodil eilte herbei.

Die Untoten machten ihm Platz, und das Reptil schlug dem Verwalter seine Zähne tödlich in den Leib…

Einen markerschütternden Todesschrei ausstoßend, bäumte sich Nick Nagalesco zum letztenmal auf, und dann passierte etwas Seltsames mit seinem Kopf: er versteinerte!

***

In ihrer ersten Wut fiel Joan Duxbury nicht auf, daß sie allein war, seit sie sich von Nick Nagalesco getrennt hatte. So ein unverschämter Lümmel. Geküßt hatte er sie, dieser freche Kerl. Aber sie war ihm nichts schuldig geblieben. Die Ohrfeige, die sie ihm gegeben hatte, war nicht von schlechten Eltern gewesen. An die würde er noch lange denken. Vielleicht würde sie ihm auch eine Lehre sein und seine Überheblichkeit, die in den Himmel zu wachsen drohte, ein wenig zurückstutzen. Es gab eben doch auch noch Mädchen, die auf ihn nicht hereinfielen. Damit würde er sich abfinden müssen.

Joan lief bis zur Hallenmitte und blieb dann abrupt stehen.

Jetzt war ihr aufgefallen, daß sie allein war.

Sofort beschlich sie ein unangenehmes Gefühl. Allein! dachte sie.

Mein Gott! Hilflos! Eine Spannung baute sich in ihrem Inneren auf.

Sie wurde sehr schnell unerträglich.

Sollte sie zu Nagalesco zurückkehren? Ihr Stolz wollte es nicht zulassen, ihr Selbsterhaltungstrieb riet ihr dazu. Aber dann fiel ihr ein, was sich im Speisezimmer ereignet hatte.

Ein Krokodilsschädel hatte die Wand durchbohrt. Nein. Da wollte sie nicht mehr hineingehen. Und Nick Nagalesco! Was war mit dem? War dieses geschuppte Ungeheuer noch einmal aufgetaucht?

Joan preßte ihre Fäuste ans Gesicht. Sie blickte zur Tür, durch die man in das Speisezimmer gelangte. Nichts war zu hören. Hieß das, daß Nagalesco bereits ein Opfer dieses blutrünstigen Reptils geworden war?

Das blonde Mädchen schauderte. Was für ein Haus war das. Hier drinnen wurden die schlimmsten Erwartungen übertroffen. Joan hätte nicht geglaubt, daß es so arg kommen würde.

Sie hatte geglaubt, im Schutz von Professor Chandler und von John Sinclair könne ihr nicht allezuviel passieren, doch plötzlich war sie allein und wußte nicht, was sie unternehmen sollte.

Sollte sie sich um Nick Nagalesco kümmern, oder war es vernünftiger, das Obergeschoß aufzusuchen und sich in Chandlers und Sinclairs Obhut zu begeben? Wenn sie nach oben gegangen wäre, hätte sie das Gefühl gehabt, Nagalesco im Stich zu lassen.

Gut, er hatte sich ihr gegenüber nicht gerade wie ein Gentleman benommen, aber mußte man in diesem Haus solche Dinge nicht hintanstellen? War es in diesem Spukgebäude nicht wichtiger, zusammenzuhalten?

Sie schluckte. Oben tat sich auch nichts. Die Frau hatte zu singen aufgehört. Eigentlich hätten Professor Chandler und John Sinclair bald wieder herunterkommen müssen.

Aber weder der eine noch der andere ließ sich blicken.

Was lief dort oben?

Langsam drehte sich Joan um. Sie begab sich mit zögernden

Schritten zur Speisezimmertür zurück, die sie vor wenigen Augenblicken wütend hinter sich zugeschlagen hatte.

Sobald sie die Tür erreichte, hielt sie den Atem an. Sie horchte.

Nichts. Jenseits der Tür war kein Geräusch zu vernehmen. Das beunruhigte Joan Duxbury sehr.

Was war dem Verwalter zugestoßen?

Joan wollte die Tür öffnen und einen Blick in den dahinterliegenden Raum werfen, doch die Tür ließ sich nicht aufdrücken.

Sonderbar. Hatte sich Nick Nagalesco eingeschlossen?

Joan klopfte.

Niemand antwortete.

»Mr. Nagalesco!«

Stille.

Joan trommelte leicht mit den Fäusten gegen das Holz. »Mr. Nagalesco, bitte antworten Sie.« Er sagte keinen Ton. »Ich sorge mich um Sie, Mr. Nagalesco. Warum geben Sie keine Antwort? Warum haben Sie sich eingeschlossen? Schmollen Sie etwa? Also, da muß ich Ihnen schon sagen, daß dies weder der richtige Zeitpunkt noch der richtige Ort dafür ist. Ich trage Ihnen nicht mehr nach, was Sie getan haben. Die Ohrfeige haben Sie verdient, das werden Sie einsehen, wenn Sie objektiv sind. Wir wollen den leidigen Vorfall vergessen, okay? Öffnen Sie jetzt die Tür und kommen Sie heraus. Sie haben Professor Chandler versprochen, bei mir zu bleiben!«

Alles Reden nützte nichts. Nick Nagalesco reagierte nicht.

Ohne daß Joan Duxbury es gleich bemerkt hatte, hatte Nash eine dunkle Dämmerung in den Raum gelegt. Obwohl es draußen taghell war, war in der Halle der Abend angebrochen.

Joan wandte sich von der Tür ab, und im selben Moment bemerkte sie, wie finster es geworden war. Ein Raunen und Wispern lag in der Luft.

Joan hatte das Gefühl, von Geistern und Kobolden umgeben zu sein. Sie glaubte, deren kalten Hauch über ihren Nacken streichen zu spüren.

Wenn sie sich dann blitzschnell umdrehte, war nichts zu sehen. Sie tappte durch die Dunkelheit, wollte die Treppe erreichen, doch der Spuk führte sie in die Irre.

Sie lief im Kreis, fand die Treppe nicht.

»J-o-h-n!« rief oben in diesem Augenblick Professor Chandler.

Schnelle Schritte polterten.

Dann peitschte ein Schuß. Joan Duxbury zuckte heftig zusammen.

Und sie zuckte gleich wieder zusammen, als sie den Eindruck hatte, eine kalte Hand würde ihren Rücken berühren und sie vorwärtsstoßen.

Erschrocken schaute sie zurück. Da war niemand. Aber die

unsichtbare Hand berührte sie wieder. Der zweite Stoß hätte sie beinahe umgeworfen. Ihr Herz hämmerte aufgeregt gegen die Rippen.

Rückwärts gehend wich sie der Hand aus. Nach dem dritten Schritt stieß sie gegen den Sockel, auf dem die vier Steinfiguren standen. Selbstverständlich erschrak sie sofort wieder.

Es riß sie förmlich herum. Ihr Blick richtete sich auf die Figuren, die seltsam hell aus der Dunkelheit herausragten, und plötzlich traf sie ein neuer Schock.

Die Statue, die Nick Nagalesco darstellte, hatte keinen Kopf aus Stein, sondern einen Menschenkopf auf ihren Schultern!

Nagalescos Kopf saß dort oben.

Für Joan war das eine so grausige Entdeckung, daß sie grell aufschreiend herumwirbelte und die Flucht ergriff.

***

»Professor! John!« schrie Joan Duxbury.

Wir hörten sie. Charles Chandler warf mir einen gehetzten Blick zu. »Das ist Joan!«

»Wir müssen zu ihr!« sagte ich. »Schnell, kommen Sie?«

Wir verließen das Bad, in dem sich beinahe Chandlers Schicksal erfüllt hätte. Hastig eilten wir auf den Gang und zur Treppe zurück, über deren Stufen soeben das blonde Mädchen hochjagte.

Weit waren ihre Augen aufgerissen. Ihr hübsches Gesicht war von Panik verzerrt. Wir liefen ihr entgegen. In der Mitte der Treppe trafen wir uns. »Joan!« stieß Professor Chandler beunruhigt hervor.

»Wo ist Nick Nagalesco? Hat Sie dieser unzuverlässige Kerl allein gelassen?«

Er nahm seine Sekretärin in seine Arme. Sie zitterte. Er preßte sie fest an sich. »Oh, Professor, es… es ist …« Das aufgeregte Mädchen brachte keinen zusammenhängenden Satz heraus.

»Beruhigen Sie sich«, sagte der Parapsychologe eindringlich. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Wir sind bei Ihnen. Nun beruhigen Sie sich doch. Wo ist Nagalesco?«

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Wieso hat er Sie allein gelassen?«

»Wir hörten ein Geräusch im Speisezimmer. Er wollte sehen, wer es verursacht hatte…«

»Und?«

»Wir fanden eine reich gedeckte Tafel. Erlesene Speisen. Nagalesco hat davon gegessen.«

»Sie auch?«

»Nein. Ich nicht. Plötzlich…«

»Ja? Was passierte, Joan?«

»Plötzlich wurde die Wand hinter Nagalesco weich. Ein

Krokodilsschädel bohrte sich hindurch. Wenn ich Nagalesco nicht weggerissen hätte, hätte das Reptil ihm seine Zähne ins Fleisch geschlagen. Aber Nagalesco hat es mir nicht geglaubt, denn als er sich umwandte, war von dem Tier nichts zu sehen. Er… er hat mich geküßt. Ich habe ihm daraufhin eine Ohrfeige gegeben und bin aus dem Speisezimmer gerannt …«

»Dieser Mistkerl!« knurrte Chandler ärgerlich. »Der kann etwas erleben!«

»Ich bin noch nicht fertig, Professor!« sagte Joan.

»Was ist noch passiert?«

»Vorhin hat mich eine unsichtbare Hand durch die Dunkelheit gestoßen. Auf die Steinfiguren zu. Und da habe ich…«

»Ja? Was haben Sie, Joan? Was?« drängte Charles Chandler.

»Ich habe gesehen, daß die Steinfigur, die Nick Nagalesco darstellt, dessen Kopf auf den Schultern trägt.«

Chandler blickte seine Sekretärin verdattert an. »Den echten Kopf?«

»Ja.«

»Und wo ist der andere?«

»Das weiß ich nicht. Es sieht so grauenvoll aus, daß ich die Flucht ergriffen habe.«

Während Chandler weiter darum bemüht war, das Mädchen zu beruhigen, eilte ich an ihnen vorbei.

»Was war im Obergeschoß los?« wollte Joan wissen.

Der Professor berichtete es ihr.

»O mein Gott, was ist das für ein schreckliches Haus«, flüsterte das Mädchen.

Die Dunkelheit verflüchtigte sich ein wenig. Ich lief auf die Steinfigurengruppe zu und sah, daß Joan Duxbury die Wahrheit gesagt hatte. Nagalescos steinerner Körper trug tatsächlich einen Menschenkopf.

Mir war das nicht geheuer. Wenn sich Nagalescos Kopf dort oben befand, was war dann aus ihm geworden? Ich befürchtete das Schlimmste. Professor Chandler kam zu mir, während Joan in größerer Entfernung stehenblieb.

»Schrecklich«, sagte der Parapsychologe. »Ich vermute, der Verwalter lebt nicht mehr, John.«

»Das befürchte ich auch«, sagte ich mit belegter Stimme.

»Was tun wir?«

»Wir müssen Nagaleso suchen.«

»Hat das denn noch einen Zweck?«

»Möchten Sie nicht auch Gewißheit haben?«

»Doch, aber ich denke an Joan… Es war ein Fehler, sie mitzunehmen.«

»Darüber sprechen wir noch«, sagte ich. »Aber zuerst suchen wir

Nagalesco.«
Joan ging mit uns zur Speisezimmertür. Als ich meine Hand auf den Knauf legte, sagte das blonde Mädchen: »Die kriegen Sie nicht auf, John. Sie ist abgeschlossen.«
Aber das stimmte nicht, denn als ich den Knauf drehte, ließ sich die Tür ohne den geringsten Widerstand öffnen.
Joan sah mich verwirrt an. »Das verstehe ich nicht. Als ich vorhin in das Speisezimmer gehen wollte…«
»Wir wissen, wer für diese magischen Mätzchen verantwortlich zeichnet«, sagte ich. Wir traten zu dritt in den Raum. Auf dem Boden lag ein kaputter Stuhl, und von der langen Tafel waren – so schien es – zwei Beine abgebrochen. Von leckeren Speisen war jedoch nichts zu sehen. Trotzdem wußte ich, daß Joan sie sich nicht bloß eingebildet hatte.
»Wo ist das Krokodil aus der Wand gekommen?« wollte ich wissen.
Joan Duxbury zeigte es mir. »Da.« Sie hatte nicht den Mut, die Wand zu berühren. Ich tat es. Es war eine harte Wand. Jemand, der noch nie mit übersinnlichen Phänomenen zu tun gehabt hatte, hätte nun denken können, Joan hätte sich das in ihrer Phantasie zusammengesponnen. Ich aber wußte es besser, und auch der Professor hatte keinen Grund, an den Worten seiner Sekretärin zu zweifeln.
Nick Nagalesco wäre in diesem Raum beinahe das Opfer eines Krokodils geworden. Was war passiert, nachdem Joan wutentbrannt dieses Zimmer verlassen hatte?
War das Reptil über den Verwalter hergefallen?
Ich machte mir nichts vor. Irgendwann würde ich diesem gefährlichen Krokodil gegenüberstehen, und ich hätte mich bedeutend wohler in meiner Haut gefühlt, wenn ich dann meine neue Waffe bei mir gehabt hätte.
Desteros Schwert!
Es war mir gelungen, den Dämonenhenker zu vernichten. Seither gehörte sein Schwert mir, und ich hatte damit schon die Teufelsuhr zertrümmert. Ich hätte mit dieser außergewöhnlichen Waffe die Riesenechse bestimmt in Stücke hauen können. Aber das Schwert lag im Kofferraum meines Bentley. Und der stand in der Garage des Yard Building.
Wir suchten nach einer Spur von Nick Nagalesco. Wir riefen mehrmals seinen Namen, und plötzlich brandete uns von überallher ein diabolisches Gelächter entgegen.
»Nagalesco sucht ihr? Das braucht ihr nicht! Der Mann ist tot«, rief Oscar Nash, der Hexer.
Joan Duxbury legte ihre Hände aufs Gesicht.
»Nagalesco ist tot!« schrie der Hexer triumphierend. »Er hat seine

Seele in diesem Schattenhaus verloren. Sie ist bereits eingegangen ins Reich der Hölle! Ich habe ihn mit großem Vergnügen getötet, und auch ihr werdet sterben!«

Joan schüttelte zitternd den Kopf. Sie wankte aus dem Speisezimmer. Wir folgten ihr. »Nein«, hauchte sie. »Nein, ich halte diesen Streß nicht mehr aus. Professor, es tut mir leid, aber ich kann nicht mehr. Ich bin am Ende meiner nervlichen Kräfte. Ich kann in diesem Schreckenshaus nicht mehr länger bleiben. Es reicht mir. Ich hoffe, Sie verstehen das. Ich will gehen. Die Angst bringt mich fast um…«

Chandler nickte bedächtig. »Ich habe Verständnis für Ihre Furcht, Joan, und ich habe durchaus nichts dagegen, wenn Sie das Haus verlassen.«

»Werden Sie auch…?«

Chandler blickte mich an und sagte dann ernst: »Nein, Joan. Sinclair und ich sind mit dem Hexer noch nicht fertig. Wir haben ihn herausgefordert. Er hat unsere Herausforderung angenommen. Nun müssen wir zu Ende bringen, was wir begonnen haben. Nick Nagalesco soll der letzte Mensch gewesen sein, der in diesem Schattenhaus sein Leben verloren hat.«

Wir begleiteten Joan Duxbury zum Tor. »Es wäre mir lieber, wenn Sie beide mit mir das Haus verlassen würden«, sagte das Mädchen.

»Es ist an der Zeit, daß jemand dem Treiben dieses gefährlichen Satansbratens ein Ende bereitet«, sagte Chandler.

Joan reichte mir die Hand. »Viel Erfolg, John.«

»Danke«, sagte ich.

»Alles Gute auch für Sie, Professor«, sagte das Mädchen.

Chandler nickte. »Wir kriegen Nash – und nicht er uns.«

Joan wandte sich um und griff nach der Klinke. Plötzlich stieß sie einen spitzen Schrei aus. Es knisterte, und weiße Funken tanzten auf dem Metall und auf der Hand des Mädchens.

Natürlich, wie hatten wir glauben können, Nash würde uns hier ungehindert ein- und ausspazieren lassen. Er hatte das Tor selbstverständlich mit einem magischen Riegel versehen, den ich mit meinem Kreuz jedoch sogleich knacken wollte.

Doch es blieb beim Wollen.

Niemand bemerkte die Gefahr, die sich auf leisen Sohlen hinter uns herangepirscht hatte.

Die Steinfiguren – unsere Ebenbilder – waren lebendig geworden!

Wie bei meinem letzten Fall, als ich gegen Medusa und ihre Monster antrat.

Sie waren von ihrem Sockel herunter gestiegen. Nur Nagalesco blieb an seinem Platz. Aber die drei anderen weißen Steingestalten traten hinter uns, und bevor ich mein Kruzifix freilegen konnte, traf die Steinfaust meines Ebenbildes meinen Nacken.

Wie vom Blitz getroffen brach ich zusammen und wußte nicht mehr, was weiter passierte.

***

Joan Duxbury und Charles Chandler wirbelte synchron herum. Sie sahen John Sinclair auf dem Boden liegen und sahen die drei weißen Steingestalten vor sich stehen.

Joans Ebenbild wollte sich auf das Mädchen stürzen, doch ehe die Steinfigur sie packen konnte, ergriff Chandler die Hand seiner Sekretärin und riß das Mädchen mit sich.

Die beiden stürmten durch die Halle. Joan stolperte und fiel.

Chandler war gezwungen, sie loszulassen. Das Girl schluchzte auf.

»Weiter!« keuchte der Professor. »Schnell!«

Er schaute zurück. Die Steinfiguren kamen ihnen nach. Eckig waren ihre Bewegungen. Steif und ungelenkig waren sie. Aber trotzdem verdammt gefährlich. Joan kam gehetzt wieder auf die Beine.

Ihr Ebenbild hatte sie fast erreicht.

»Rasch, Joan!« rief Charles Chandler. »Rasch!« wieder ergriff er ihre Hand. Wieder zog er sie mit sich, ohne zu wissen, daß die Bewegungsfreiheit, die ihnen zur Verfügung stand, von Oscar Nash eingeräumt wurde.

Der Hexer wollte mit seinen Opfern spielen – wie die Katze mit der Maus. Sie sollten sich erst noch halb tot ängstigen, ehe er vernichtend zuschlug. Vielleicht würde er für seine Opfer auch noch ein bißchen Hoffnung einstreuen, damit sie hinterher noch tiefer enttäuscht waren und seelisch zusammenklappten.

Chandler schleppte seine Sekretärin hinter sich her.

»Ich kann nicht mehr!« rief Joan.

»Sie müssen!«

»Ich bin am Ende meiner Kräfte!«

»Reißen Sie sich zusammen, Joan! Sie dürfen jetzt nicht schlappmachen!«

Er zerrte sie weiter. Sie wankte nur noch. Der Parapsychologe stieß eine Tür auf. Er zog Joan in den dahinterliegenden Raum, warf die Tür zu und drehte den Schlüssel, der im Schloß steckte, zweimal herum.

»Haben Sie keine Angst«, sagte Chandler heiser. »Es wird alles gut, Joan.«

»Und John Sinclair? Was wird mit ihm?«

»Ich werde mich um ihn kümmern, sobald ich Sie in Sicherheit weiß.«

»Wie soll ich dieses unheimliche Haus denn verlassen?«

»Durch das Fenster!« sagte Chandler hastig.

Die Figuren schmetterten ihre steinernen Fäuste gegen die Tür, daß

sie erbebte. Schon nach den ersten Schlägen bekam das Holz Sprünge.

»Wir entkommen ihnen nicht!« flüsterte Joan Duxbury.

»Weg von der Tür«, sagte der Professor.

Kaum hatte Joan einen Schritt vorwärtsgemacht, da durchstieß die weiße Steinfaust einer Figur das Türblatt. Wenn Joan diesen einen Schritt nicht getan hätte, hätte die Faust ihren Hinterkopf getroffen.

Chandler blickte sich nervös um. Es gab eine zweite Tür, die an einer anderen Stelle aus dem Raum führte. Und es gab ein Fenster.

Durch dieses sollte Joan fliehen.

Der Parapsychologe nahm nicht an, daß auch das Fenster von Nash magisch abgesichert worden war. Er packte einen schweren Lederhocker, während Joan Duxbury auf die Hand starrte, die nach dem Schlüssel tastete. Klack. Klack. Die Tür war nicht mehr länger versperrt.

»Joan!« rief Chandler. »Hierher!«

Er war beim Fenster. Kraftvoll holte er aus, und dann schleuderte er den Hocker durch das Glas. Klirrend zerbrach es. Splitter klimperten in den unkrautüberwucherten Vorgarten.

Die Steinfiguren rammten die Tür auf.

Joan blieb mit dem Ärmel am Messinggriff einer Kommode hängen. Der Professor rief sie, doch sie konnte sich nicht schnell genug befreien. Die beiden Figuren kamen auf sie zu. Sie streckten ihre steinernen Hände nach ihr aus. Joan hatte das Gefühl, gleich müsse sie der Schlag treffen.

Die Spannung wurde ins Unerträgliche hochgepeitscht.

Das blonde Mädchen riß und zerrte am Ärmel. Die Figuren griffen nach ihr. Harte Hände packten sie. In ihrem Schreck warf sie sich zurück. Dadurch entriß sie sich dem steinernen Griff der leblosen Finger und gleichzeitig zerriß ihr Ärmel.

Sie war wieder frei, nützte diese kleine Chance sofort und jagte auf Professor Chandler zu.

Hilfreich streckte er ihr die Hände entgegen. »Schnell!« keuchte er. »Beeilen Sie sich!«

Er hob sie auf die Fensterbank. Der Hocker hatte kein allzugroßes Loch ins Glas geschlagen. Es bestand für Joan die Gefahr, daß sie sich verletzte, deshalb trat sie die langen dolchartigen Splitter, die ihr gefährlich werden konnten, aus dem Rahmen.

Das hielt auf.

Und diese Zeit reichte den Figuren, um Joan an der Flucht zu hindern. Ihr Ebenbild riß sie von der Fensterbank herunter. Charles Chandler wuchtete sich dem zweiten Steinmonster entgegen.

Es gelang ihm, die lebende Steinfigur zu Fall zu bringen. Hart schlug sie auf dem Boden auf. Chandler kümmerte sich nicht weiter um sein Ebenbild. Er eilte Joan Duxbury zu Hilfe.

Mit dem rechten Fuß versetzte er der Figur, die Joan festhalten wollte, einen kraftvollen Tritt. Das Steinwesen knallte gegen die Wand. Es ließ Joan los.

Charles Chandler wies auf die zweite Tür im Raum. »Dorthin, Joan! Nun machen Sie schon! Fliehen Sie!«

Das Mädchen lief durch das Zimmer, während sich der Parapsychologe mit ihrem Ebenbild herumschlug. Auch sein eigenes Ebenbild erhob sich. Der Professor versuchte die Figuren aufzuhalten.

Er schlug sich an ihnen die Fäuste blutig. Daß sie sich trotz dieser Härte bewegen konnten, war ihm ein Rätsel. Aber war dieses unheimliche Schattenhaus nicht voll von solchen Rätseln?

Joan Duxbury erreichte die Tür. Sie öffnete sie. Zu spät sah sie, was sich dahinter befand: eine Falltür.

Das Mädchen stieß einen gellenden Schrei aus und fiel in die Tiefe.

***

Chandler begriff sehr schnell, daß er mit Schlägen gegen die Steinmonster nichts ausrichten konnte. Mit Rammstößen hatte er hin und wieder kleine Erfolge, aber sie waren kein Grund, zu frohlocken.

Als der Parapsychologe den Schrei seiner Sekretärin hörte, zog sich seine Kopfhaut zusammen. Sein totaler Einsatz hatte sich nicht gelöhnt. Er hatte Joan nicht helfen können, und er machte sich deswegen bittere Vorwürfe. Er hätte das Mädchen in dieses Schreckenshaus überhaupt nicht mitnehmen dürfen. Er hatte doch gewußt, was so vielen Menschen vor Tom Levant schon passiert war.

Gewußt? Nun, richtig gewußt hatte er es nicht. Aber geahnt.

Nick Nagalesco hatte es erwischt.

Und nun auch Joan Duxbury…

In seiner Wut kämpfte er verbissen gegen die Steinwesen an. Es gelang ihm noch einmal, sein Ebenbild umzuwerfen. Aber dann versetzte ihm Joans Ebenbild einen Schlag, der ihn zwei Yards zurückbeförderte. Ein heftiger Schmerz revoltierte in seinem Brustkorb. Er japste nach Luft. Sein Ebenbild kam wieder auf die Beine.

Er wich vor den beiden Figuren zurück.

Sie folgten ihm. Er merkte nicht sofort, daß sie ihn auf die Falltür zutrieben. Als es ihm dann auffiel, hatte er keine Möglichkeit mehr, den steinernen Angreifern auszuweichen.

Mit schmerzhaften Treffern wollten sie seinen Widerstand brechen. Er war nahe daran, schlappzumachen. Zuerst dieser kräfteraubende Kampf gegen die blutige Frau und nun diese nicht minder kräfteraubende Auseinandersetzung, das war auch für den starken Parapsychologen zuviel.

Aber er mobilisierte noch einmal alle seine Kräfte, und es gelang

ihm, mit einem weiten Satz über die schwarze Öffnung im Boden hinwegzuspringen. Die Steinwesen sprangen nicht. Sie machten kehrt.

Chandler stolperte durch einen finsteren Raum, erreichte die Wand, tastete sich an ihr bis zu einer Tür weiter, öffnete diese und keuchte hinaus. Ein düsterer Gang lag vor ihm.

Er hastete ihn entlang. Der Gang machte einen Knick, und dann sah Chandler eine Treppe, die nach oben führte. Es war nicht jene, über die er mit John Sinclair ins Obergeschoß gelangt war.

Nervös lief er die Stufen hinauf.

Das Geheimnis dieses Hauses hatte er erforschen wollen.

Was war daraus geworden? Eine Höllenjagd. Er wußte, wenn die beiden Steinmonster ihn noch einmal stellten, war er erledigt, denn dann würde seine Kraft nicht mehr ausreichen, um sein Leben gegen sie zu verteidigen.

Atemlos erreichte Charles Chandler das Obergeschoß.

Wieder hatte er einen Gang vor sich.

Sein gehetzter Blick blieb an einem alten Holzschrank hängen. Er schien ihm als Versteck geeignet. Sogleich lief er darauf zu. Er öffnete die Schranktür, sprang in die Schwärze hinein und zog die Tür hinter sich sofort wieder zu. Erschöpft lehnte er sich an die Rückwand.

Verdammt, dieses Todeshaus hatte es in sich.

Chandler rutschte an der Wand langsam nach unten. Er ging in die Hocke und verharrte in dieser Stellung. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Nagalesco – tot. Joan Duxbury – möglicherweise auch schon tot. John Sinclairs Schicksal – ungewiß. Und was aus ihm noch wurde, stand auch in den Sternen.

Er hatte geglaubt, Sinclairs Schutz würde reichen. Aber der berühmte Geisterjäger konnte nicht überall sein.

Außerdem war er trotz seiner Erfolge auf diesem Gebiet nur ein Mensch, der von den Kräften des Bösen überrascht werden konnte.

Wie es auch vorhin am Tor passiert war.

Chandler hörte sein Herz laut klopfen.

Und er hörte die Schritte der Steinmonster auf den Stufen klopfen.

Sie schienen seine Spur noch nicht verloren zu haben. Der Parapsychologe hatte ein ekelhaftes Würgen im Hals.

Würden die Steinwesen ihn finden?

Sie legten die letzten Stufen zurück.

Nun befanden auch sie sich im Obergeschoß.

Er hörte sie näherkommen, und er flehte den Himmel an, daß die Wesen aus Stein am Schrank vorbeigingen…

***

Ich merkte, daß ich wie ein Kohlensack über den Boden geschleift wurde. Jemand hielt meine Beine und zog mich mit sich. Ich

registrierte dies schon, bevor ich noch meine Augen aufschlug.

Sobald ich sie offen hatte, erinnerte ich mich an das, was geschehen war. Unsere steinernen Ebenbilder waren zum Leben erwacht und hatten uns angegriffen. Ich hatte es aus den Augenwinkeln wahrgenommen, kurz bevor für mich der Vorhang fiel. Sozusagen mit dem letzten Rest meines Geistes, der sich mit dem harten Genickschlag aufgelöst hatte.

Ich spielte weiter den Leblosen, drehte aber den Kopf und sah, daß mich die Steinfigur, die John Sinclair darstellte, durch die Halle zog.

Wohin wollte der Freund mit mir?

Da ich keine Überraschungen liebe, wollte ich nicht abwarten, was aus mir werden sollte. Ich entschloß mich, zu handeln, solange dazu noch Gelegenheit war.

Langsam zog ich meine Arme an. Ich mußte es vorsichtig tun, damit das Steinmonster es nicht bemerkte. Es fiel ihm nicht auf, daß ich daranging, mein geweihtes Silberkreuz aus dem Hemd zu holen.

Behutsam streifte ich die Kette ab.

Die Figur erreichte mit mir das Ende der Halle. Ich fragte mich unwillkürlich, was mit Joan Duxbury und Professor Chandler geschehen war. Sollte es mir gelingen, mich von diesem Steinwesen zu befreien, dann würde ich die beiden suchen.

Ich konzentrierte mich auf meinen Einsatz.

Die Figur war noch ahnungslos.

Mein Vorteil!

Blitzschnell riß ich mich los. Da das Steinmonster nicht damit gerechnet hatte, klappte das sehr gut. Ich wälzte mich so gleich zur Seite, zog die Beine an und sprang auf. Mein Ebenbild drehte sich um. Seine Hände schnappten nach mir. Ich duckte mich und warf mich dem Steinwesen entgegen.

Aber so leicht machte es mir mein Gegner nicht. Ich hatte ihm mein Kreuz gegen die Brust pressen wollen. Es hatte nicht funktioniert, denn die Figur hatte einen unerwarteten Schritt zur Seite gemacht, und meine Hand stieß mit dem Kruzifix ins Leere.

Mist.

Der Steinkerl drosch mir seine Faust gegen die Rippen, daß ich dachte, er wollte mich in zwei Teile dreschen. Ich fiel gegen die Wand. Mein Gegner wollte mich mit einem weiteren Schlag daran festnageln.

Doch diesmal war ich schneller. Der Hieb donnerte gegen die Wand. Ich stieß mit dem Kreuz zu und traf die Brust des Wesens in der Herzgegend. Die Kraft des Guten fegte voll in seinen Leib.

Mein Gegner erstarrte. Reglos stand er vor mir. Nur noch ein harmlosem, lebloser Stein. Zunächst. Aber die zerstörerische Kraft meines Silberkreuzes ging weiter. Sie höhlte das Steinmonster aus.

Sie machte das Material, aus dem es bestand, alt und brüchig. Porös und bröckelig.

Zuerst brach ein Finger ab, dann fiel die ganze Hand zu Boden.

Ein Arm folgte. Das Steinwesen stürzte in sich zusammen und wurde zu einem unansehnlichen Häufchen Sand.

Ich atmete erleichtert auf. Diese Hürde war genommen.

Rasch hängte ich mir das Kreuz wieder um. Es rutschte in mein Hemd. Ich massierte meinen schmerzenden Nacken, während ich an Joan Duxbury und Professor Chandler dachte.

Auch sie hatten mit solchen Steinmonstern zu tun gehabt. Wie war diese gefährliche Begegnung ausgegangen? Ich hoffte gut. Rasch machte ich kehrt. Ich eilte zu dem Steinsockel, auf dem unsere Ebenbilder gestanden hatten. Nur Nagalesco stand da. Wo waren die beiden andern? Auf der Jagd? Und war diese Jagd noch im Gange?

Mir war klar, daß ich Professor Charles Chandler und seine Sekretärin unter keinen Umständen ihrem Schicksal überlassen durfte. Ich war mitgekommen, um sie zu beschützen.

Aber ich hatte meinen Job nicht so tun können, wie es geplant gewesen war. Oscar Nash war ein verflucht raffinierter Hund, der sich fortwährend etwas Neues einfallen ließ.

Spielend war es ihm gelungen, uns zu trennen. Er hatte Nick Nagalesco und Joan Duxbury auseinandergebracht, und er hatte oben den Professor und mich zersplittert.

Nash verstand sein teuflisches Handwerk. Es mußte durchaus befürchtet werden, daß uns das allen noch zum Verhängnis werden würde. Nagalesco hatte sein Schicksal bereits ereilt.

Möglicherweise waren in diesem Moment gerade Joan und der Professor dran. Ich bekam bei diesem Gedanken die Gänsehaut. Wo sollte ich mit der Suche nach Chandler und seiner Sekretärin beginnen?

Ich wandte mich von der Statue mit dem Menschenkopf ab und lauschte. Es herrschte Stille im Haus. Totenstille. Lebte am Ende nur noch ich? Hatte sich Nash die andern bereits geholt?

Mir war, als würde ich das dumpfe Klopfen von Schritten hören.

Ich eilte durch die dämmerige Halle, den Geräuschen entgegen.

Vielleicht wurden sie von Joan Duxbury und Charles Chandler verursacht.

Was für ein mieser Tag. Der Erfolg wollte sich nicht einstellen, Nash spielte mit uns Katz und Maus, aber er präsentierte sich mir nicht so, daß ich ihm etwas anhaben konnte.

Dieser feige Kerl versuchte mich mit seinen magischen Tricks fertigzumachen. Er wußte wahrscheinlich, daß ich ihm mit meinem Kruzifix, mit der Beretta und dem Silberdolch gefährlich werden konnte.

Deshalb hielt er sich von mir fern und schickte seine Vasallen in den Kampf. Vermutlich würde Nash sich mir erst präsentieren, wenn ich angeschlagen war. Ich hoffte, daß mir ein weiterer Niederschlag erspart bleiben würde. Mein Kopf brummte noch ein wenig, und ich fühlte mich nicht voll fit.

Aber wenn ich die Zähne zusammenbiß, würde ich schon irgendwie über die Runden kommen. Und mit mir Joan und der Professor.

Das hoffte ich jedenfalls.

Ich hörte die Schritte nun schon deutlicher.

Daß keiner meiner Freunde diesmal an meiner Seite stand, gab mir ein gewisses Gefühl des Verlorenseins. Wenn Suko oder Bill Conolly dabeigewesen wäre, hätte ich mich wohler gefühlt.

Aber wer hatte denn ahnen können, daß es so knüppeldick kommen würde, als Charles Chandler in meinem Büro erschienen war, um mich zu bitten, ihn hierher zu begleiten? Vielleicht war es ein Fehler, keinen meiner Freunde mitzunehmen. Vielleicht ersparte ich ihnen damit aber auch ein schlimmes Ende, denn Oscar Nash hätte sich auch sie holen können.

Ich konzentrierte mich wieder auf die Schritte.

Plötzlich wurde eine Tür aufgestoßen.

Und dann quoll mir das Grauen entgegen!

***

Ein Mensch trat als erster durch die Tür. Nick Nagalesco. Sein Kopf war aus hellem Stein. Mit seinem Tod hatte ein Kopftausch stattgefunden. Ich erinnerte mich an einen Fall auf dem Rummelplatz, wo so etwas schon mal passiert war.

Während die Steinfigur seinen Menschenkopf trug, trug Nagalesco den Schädel des Steinwesens auf seinen Schultern. Er war nicht allein. Hinter ihm drängten lebende Leichen nach. Ich sah auch Skelette, die es nicht erwarten konnten, sich auf mich zu stürzen.

Eine grauenerregende Gruppe war das, die sich mir da präsentierte, und Nick Nagalesco führte sie an.

Die Gestalten kreisten mich ein, ehe ich es verhindern konnte.

Verwesungsgestank umgab mich. Lebende Tote standen um mich herum. Ihre Körper waren ebenso übel zugerichtet wie der von Nagalesco. Aber auch Tom Levant hatte so ausgesehen.

Dafür zeichnete Nash, der verdammte Hexer, verantwortlich.

Herrgott noch mal, wie gern hätte ich ihn jetzt vor mir gehabt.

Und noch einen Wunsch hatte ich: Ich wäre dem Hexer gern mit Desteros Schwert in der Hand entgegengetreten. Dann hätte Nash nichts mehr zu lachen gehabt. Ich hätte diesen Höllengünstling in Stücke gehauen.

Aber er zeigte sich mir nicht, und ich hatte auch das Schwert nicht

bei mir. Leider.
Der Ring der Toten zog sich um mich langsam enger zusammen.
Ich konnte meine Augen nicht überall gleichzeitig haben. Wie ich mich auch drehte, irgendeinem Gegner mußte ich immer den Rücken zuwenden, und das behagte mir gar nicht.
Sie wollten alle meinen Tod, das sah ich in ihren gebrochenen Augen, in ihren entstellten Gesichtern, mit denen sie mich haßerfüllt angrinsten. Ich hatte es mit einer Übermacht zu tun, die besorgniserregend war.
Wie viele von ihnen würde ich erledigen können, ehe sie mich erledigten?
Ich war auf der Hut, so gut es ging.
Rasch nahm ich mein Kruzifix ab, das mir im Kampf gegen mein steinernes Ebenbild so gute Dienste geleistet hatte. Das Kruzifix war meine stärkste Waffe.
Aber sie wirkte nicht immer. Wenn ich mit Wesen aus anderen Mythologien zu tun hatte, versagte die Kraft des Kreuzes. Doch hier in London, im Kampf gegen den Hexer und seine Vasallen, kam seine Stärke voll zum Tragen.
Sobald es in meiner Hand blitzte, wichen zwei Skelette erschrocken zurück. Sie waren mir schon ziemlich nahe gewesen und hatten die Kraft des Lichts, die sich in dem Kreuz befand, deutlich gespürt.
Ich drehte mich, hielt dabei das Kruzifix hoch, daß alle meine Gegner es sehen konnten. Die lebenden Leichen stießen ein unwilliges Knurren aus und wichen gleichfalls zurück.
Der Kreis wurde wieder etwas größer.
Meine Gegner schienen nicht zu wissen, wie sie sich verhalten sollten. Sie zögerten. Noch erfolgte kein Angriff, aber lange würden sie damit bestimmt nicht mehr warten.
Sie waren in der Überzahl. Wenn sie es geschickt anstellten, mußten sie gegen mich gewinnen. Vermutlich war auch ihnen das klar.
Aber keiner von ihnen wollte den Anfang machen, denn den erwischte es mit Sicherheit.
Ich stand mit vibrierenden Nerven im Zentrum dieses Horrorkreises.
Bestimmt hätte manch einer für mein Leben keinen Penny mehr gegeben, doch ich war entschlossen, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Leicht würde ich es diesen Höllengestalten bestimmt nicht machen, das konnte ich versprechen.
Ein Untoter wagte es endlich.
Damit nahm er mir die Spannung. Der Kampf ging los. Der lebende Leichnam stand halbschräg hinter mir. Er dachte wohl, ich würde ihn nicht sehen, und nahm seine Chance, die keine war, wahr.
Knirschend wuchtete er sich mir entgegen.
Ich sah ihn aus den Augenwinkeln kommen, schraubte mich herum

und stieß ihm das Kruzifix mitten ins verzerrte Gesicht. Es zischte. Es roch nach verbranntem Fleisch. Der Zombie brüllte auf und torkelte zurück. Ein glutrotes Brandmal bedeckte seine Visage.

»Wer will der nächste sein?« rief ich.

Und da wagte es tatsächlich noch einer. Mit zwei großen Schritten stampfte er heran. Seine Hände wollten sich um meinen Hals legen.

Ich stieß sie zur Seite, wollte auch ihm das Kreuz ins Gesicht drücken, doch er nahm den Kopf blitzschnell zurück, und das geweihte Silber erreichte ihn nicht.

Plötzlich hatten alle den Mut, mich zu attackieren. Von allen Seiten fielen sie über mich her. Sie waren sich ihrer Stärke, die sich aus ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit rekrutierte, bewußt geworden.

Ich schlug mit dem Kreuz um mich.

Fäuste trafen meinen Rücken, sobald ich mich umdrehte. Vorne stieß ich Skelette und lebende Tote mit dem Kreuz nieder. Sie wälzten sich schreiend auf dem Boden. Diejenigen, die ich besonders gut getroffen hatte, wurden erlöst. Die schwarzmagische Verbindung zwischen ihnen und dem Hexer, die sie am Leben hielt, zerriß.

Ein Schlag streifte meinen Kopf.

Ich hatte das Gefühl, die Faust hatte mir das Ohr abgerissen. Wütend kreiselte ich herum. Es war Nick Nagalesco gewesen, der diesen Treffer gelandet hatte.

Er sah ungewöhnlich aus mit dem Steinkopf auf dem Halsstumpf aus Fleisch. Ich wollte ihm mein Kruzifix ins Steingesicht schlagen, doch zwei Hände packten meinen rechten Arm, und ich hatte nur die linke Faust zur Verfügung. Die setzte ich gegen Nagalesco ein.

Ich schlug sie ihm in die Magengrube, doch der Tote zeigte keine Wirkung.

Weitere Hände packten mich.

Mir perlte der Schweiß auf der Stirn. Sollten die Untoten es schaffen? Sollten sie mich in ihre Gewalt bringen? Trotz des Kreuzes, das ich im Augenblick nicht gegen sie einsetzen konnte?

Sie hielten mich fest. Ich stützte mich an ihnen ab, schwang beide Beine hoch und rammte sie Nagalesco gegen die Brust. Die Wucht des Treffers warf ihn zurück. Er prallte mit dem Rücken gegen einen Knochenmann, der ihn auffing und mir sofort wieder entgegenschleuderte.

Doch bevor mich Nagalesco erreichte, gelang es mir, meinen Arm – und somit auch das Kruzifix – zu drehen. Ich berührte eine Hand, die mich festhielt. Ein markerschütternder Schrei war die Folge.

Mit einer zweiten Zombiehand stellte ich den Kontakt her. Sofort schnappten die bleichen Totenfinger auf und gaben mich frei. Ich konnte mich sofort besser bewegen, wischte mit dem Kruzifix über die Gesichter der Umstehenden und wandte mich dann Nick Nagalesco zu,

der mit Schwung auf mich zukam.

Ich hieb ihm das Kreuz seitlich an die Schläfe. Er starrte. Ein heftiges Zittern durchlief seinen Körper, und plötzlich begann der harte Steinschädel zu rieseln. Wie Puderzucker fiel der feine Sand über Schultern, Rücken und Brust.

Der Tote hatte keinen Kopf mehr. Aber ich hatte ihn damit nicht völlig vernichtet. Er blieb auf den Beinen. Ein kopfloses Wesen.

Schrecklich anzusehen. Ich wollte ihm den Rest geben, aber eine Knochenfront aus drei Skeletten lenkte mich ab.

Ich mußte mich ihr zuwenden.

Eine Zombiefaust traf mich schmerzhaft und gemein. Mir wurde klar, daß ich keine Minute länger im Kreis dieser Gegend bleiben durfte. Irgendwann würde es ihm gelingen, mich niederzustrecken.

Ich mußte raus aus diesem tödlichen Kreis.

Wuchtig warf ich mich gegen die drei Knochenmänner. Ihre Skeletthände griffen nach mir. Ich duckte mich, rammte die Knochengestalten auseinander, gab es ihnen mit dem Kruzifix, brachte zwei von ihnen zu Fall und vernichtete den dritten mit einem einzigen Schlag. Der Längsbalken meines Kreuzes fuhr ihm in die schwarze Augenhöhle und zerstörte sein schwarzes Ich.

Scheppernd und klappernd brach er zusammen.

Noch war aber der Fluchtweg nicht frei.

Zwei Untote wollten es wissen. Ich sichelte dem einen die Beine unter dem Körper weg, während ich den zweiten mit dem Kreuz verscheuchte. Er warf sich angstvoll zurück.

Der Kreis war durchbrochen.

Ich stürmte aus dem Zentrum, rannte mit langen Sätzen davon, aber so leicht gaben meine Gegner nicht auf. Sie blieben mir auf den Fersen. Ich hatte eine stampfende, polternde Meute hinter mir…

***

Professor Chandler wagte nicht einmal mehr zu atmen. Fingerdick glänzte der Schweiß auf seinem Gesicht. Würden die beiden Steinmonster am Schrank vorbeigehen? Oder würden sie ihn hier drinnen entdecken? Seine blutigen Knöchel schmerzten. Aber wenn das alles blieb, konnte er froh sein.

Er hatte sich eindeutig zuviel zugemutet, und seiner Meinung nach war auch John Sinclair mit der Aufgabe, die er ihm zugedacht hatte, überfordert. Deshalb beschloß Chandler, dieses Spukhaus zu verlassen, falls er dazu noch Gelegenheit bekam.

Er hatte Nash unterschätzt. Der Hexer war fast ebenso schlimm wie der Teufel. Nashs Kraft war so beeindruckend, daß es vernünftiger war, ihn in Ruhe zu lassen und das Feld zu räumen.

Aber würde Nash dies zulassen?

War jemals ein Mensch, der in dieses Schattenhaus geraten war, lebend wieder herausgekommen? Tom Levant? Der war nicht weit gekommen. Nick Nagalesco? Ja, der Verwalter war hier mehrmals ein und aus gegangen, ohne daß Nash sich auf ihn gestürzt hatte.

Aber dafür hatte der Hexer bestimmt seinen Grund gehabt.

Du wirst es schaffen! redete sich der Parapsychologe ein. Du wirst es schon irgendwie schaffen!

Die schweren Schritte der Steinwesen näherten sich dem Schrank, in dem sich Chandler versteckt hatte. Sein Herz klopfte so laut gegen die Rippen, daß er befürchtete, die Schläge könnten ihn verraten.

Eine Gänsehaut kroch ihm über den Rücken, als die beiden Figuren plötzlich stehenblieben. Sie gingen nicht weiter. Charles Chandler faßte sich unwillkürlich an den Hals.

Was nun?

Hatten sie ihn entdeckt? Hatten sie ihn aufgespürt? Vermochten sie ihre Opfer auf irgendeine Weise zu orten? Gab es überhaupt eine Möglichkeit, sich im Haus des Hexers zu verbergen?

Geht weiter! dachte Chandler aufgeregt. Verdammt noch mal, so geht doch endlich weiter!

Er hörte ein Knirschen – so, wie wenn Stein an Stein gerieben würde, und dann wurde blitzartig die Tür des Schranks aufgerissen.

Das Ende! schoß es dem Parapsychologen durch den Kopf. Das ist das Ende! Er wußte plötzlich, daß aus einer Flucht nichts mehr werden würde. Er war verloren. Er konnte sich nicht mehr in Sicherheit bringen. Er würde – wie schon so viele seiner Kollegen – ein Opfer seines Berufs werden.

Doch noch einmal flackerte das Flämmchen seines Lebenswillens auf. Er schnellte hoch und sprang aus dem Schrank.

Joan Duxburys Ebenbild wollte ihn ergreifen. Er rammte dem steinernen Mädchen die Schranktür gegen den Körper. Das Wesen taumelte drei Schritte zurück. Chandler versetzte seinem Ebenbild einen kraftvollen Tritt und startete. Doch er kam nicht weit.

Die Figur, die Joan darstellte, sprang ihm in den Weg. Er wollte einen Haken schlagen, sie stellte ihm ein Bein. Er verlor das Gleichgewicht, ruderte mit den Armen durch die Luft, konnte den Sturz aber nicht verhindern.

Hart knallte er auf den Boden.

Atemlos drehte er sich um. Da war sein Ebenbild. Es beugte sich über ihn. Kalte Steinfinger legten sich um den Hals des Parapsychologen. Ehe das Steinmonster zudrückte, entrang sich Chandlers Kehle noch ein verzweifelter Schrei. Dann packte das Wesen brutal zu.

Mörderisch war sein Griff.

Chandler wehrte sich hartnäckig gegen das Ende.

Verbissen kämpfte er um sein Leben. Es hämmerte laut in seinem

Kopf. Schwarze Nebelschlieren krochen über seine Augen. Nichts konnte ihn jetzt noch retten. Er wußte es…

Seine Bewegungen wurden matt. Die Arme erschlafften. Sie fielen herab. Die Ohnmacht nahm dem Mann seine Todesangst. Das Steinmonster ließ noch nicht von Chandler ab. Es behielt seinen Würgegriff bei. So lange, bis der Mann tot war. In dem Augenblick, wo Chandler seine Seele aushauchte, wurde sein Gesicht kalkig.

Es erstarrte, wurde zu Stein.

Gleichzeitig wurde das Gesicht des Steinwesens weich. Es war zu einem weiteren Kopftausch gekommen.

***

Ich war bestrebt, meinen Verfolgern zu entkommen. Teufel, irgendwie mußte es mir doch gelingen, sie abzuhängen, damit ich mich um Professor Chandler und seine Sekretärin kümmern konnte. Ich wollte endlich wissen, was aus den beiden geworden war.

Dieses Schattenhaus schien sich ständig zu verändern. Ich erreichte eine Treppe, die mir neu war. Als ich meinen Fuß auf die erste Stufe setzte, vernahm ich den verzweifelten Schrei des Parapsychologen. Beklemmend hallte er durch das unheimliche Haus, ausgestoßen in höchster Not.

Der Schrei war für mich wie ein schmerzhafter Tiefschlag.

Ich fühlte mich für das Leben des Professors verantwortlich. Gewissermaßen war ich sein Leibwächter. Er hatte mich um Schutz gebeten, und ich hatte ihn ihm zugesichert. Aber Nash hatte mir bewiesen, daß ich in seinem Haus dieser Aufgabe nicht gewachsen war.

Zu viele Teufeleien steckten in diesem Gebäude.

Atemlos hastete ich die Treppe hoch, gelangte in einen Gang, lief diesen entlang und entdeckte einen Schrank, dessen Tür offen stand.

Davor lag jemand. Ein Mann.

»Professor!« rief ich mit belegter Stimme. »Charles!«

Er reagierte nicht. Ich hoffte, daß er nur ohnmächtig war, doch als ich ihn gleich darauf erreichte, mußte ich zu meinem Entsetzen erkennen, daß ich zu spät kam.

Für diesen Mann konnte ich nichts mehr tun. Der war erledigt. Ein einziger Blick genügte, um das festzustellen. Es erübrigte sich, nach Chandlers Puls zu fühlen.

Der Kopf des Parapsycholgen war aus Stein. Ein untrüglicher Beweis dafür, daß er nicht mehr lebte. Er war zu demselben Zwitterwesen wie Nick Nagalesco geworden, und es war zu befürchten, daß er sich schon in den nächsten Augenblicken erheben und über mich herfallen würde.

Dem wollte ich einen Riegel vorschieben.

Es gab nur noch eines, was ich für Charles Chandler, dessen Tod mich tief bewegte, tun konnte: Ich konnte ihn vom Bösen erlösen, das in ihn gedrungen war.

Mit dem Kruzifix!

Es war schade um diesen Wissenschaftler. Er hatte sein Leben geopfert, um die Geheimnisse des Übersinnlichen zu erforschen.

Wieder einmal hatte die Wissenschaft ein Opfer gefordert. Um anderen Menschen zu helfen, hatte Charles Chandler sich in dieses Haus begeben. Er hatte dabei selbst den Tod gefunden. Dieser Verlust ging mir schwer an die Nieren, denn ich hatte es nicht geschafft, den mutigen Mann vor diesem Schicksal zu bewahren.

»Tut mir leid, Charles«, sagte ich ergriffen, und ich zermarterte mir den Kopf, um den Fehler zu finden, den ich gemacht hatte. Was hatte ich falsch gemacht? Eigentlich nichts. Nash war einfach ein Gegner, der mir in vielen Dingen überlegen war.

Mir lief es kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß bald auch ich nicht mehr am Leben sein konnte.

Ich wollte dem Professor mein Kreuz auf die Brust legen.

Da passierte es.

Seine Hand packte plötzlich meinen Arm. Er lebte wieder, aber es war ein unseliges Leben, das nun in ihm war. Er stand jetzt auf der Seite des Hexers und wollte genauso meinen Tod wie dieser. Ungeheim stark war Chandler mit einemmal. Kräfte der Hölle steckten in ihm. Er verdrehte mir den Arm. Ich drückte dagegen, aber ich war nicht stark genug.

Er richtete sich auf.

Es war sein Wille, daß ich das Kruzifix losließ, doch ich wehrte mich verbissen dagegen. Er verstärkte den Druck. Ich preßte die Kiefer zusammen. Chandler drohte mir den Arm zu brechen.

Ich hörte Geräusche hinter mir und blickte zurück. Die Knochenbande, mit der ich mich schon mal herumgeschlagen hatte, tauchte auf. Angeführt wurde sie von einem kopflosen Zombie – Nick Nagalesco. Weitere Untote schlurften hinter den Skeletten heran.

Es sah verdammt danach aus, als würde ich bald zu ihnen gehören.

***

Charles Chandler erreichte, was er wollte. Ich konnte seinem zwingenden Druck nicht mehr länger standhalten. Meine Finger öffneten sich, und das geweihte Silberkreuz fiel auf den Boden.

Der tote Professor stand auf.

Meine Situation war mehr als kritisch. Hinter mir hatte ich die Opfer des Hexers, und vor mir stand Chandler, der zum Befehlsempfänger der Hölle geworden war.

Er wollte mich erwürgen, wie er erwürgt worden war.

Mit beiden Händen wollte er nach meinem Hals schnappen. Dazu war es nötig, daß er meine schmerzende Rechte losließ. Kaum war das geschehen, da zuckte meine Hand sofort in die Jacke.

Ich riß die Beretta aus der Schulterhalfter.

Chandlers Finger drückten meine Kehle zu. Doch bevor er mich richtig in den Griff bekam, setzte ich ihm die Waffe ans stillstehende Herz und zog den Stecher durch.

Der Schuß wurde von unseren Körpern gedämpft.

Charles Chandler wurde von der geweihten Silberkugel zurückgestoßen. Seine Finger glitten von meinem Hals. Er brach zusammen.

Der Steinkopf trennte sich von seinem Rumpf, rollte polternd davon, knallte irgendwo gegen die Wand, und zerfiel zu Staub.

Der Professor war erlöst.

Ich kreiselte herum und erlöste mit meinem zweiten Schuß Nick Nagalesco. Der Kopflose fiel getroffen auf die Knie, kippte zur Seite und rührte sich nicht mehr.

Ich hob hastig mein Kreuz auf.

Blitzschnell überlegte ich. Als ich dieses Schattenhaus betreten hatte, hatten sich acht Kugeln in meiner Beretta befunden. Eine hatte ich auf die blutige Frau abgefeuert. Eine auf Chandler. Eine auf Nagalesco.

Standen mir also noch fünf Kugeln zur Verfügung.

Ich trug zwar noch ein Reservemagazin bei mir, aber meine Gegner würden mir bestimmt keine Zeit zum Wechseln lassen. Da sie weit mehr als fünf waren, sah meine Lage nach wie vor nicht rosig aus.

Die Knochenbande rückte näher.

Ich zielte auf den grinsenden Totenschädel eines Skeletts in der vordersten Reihe und drückte ab. Eine Feuerlanze stach aus dem Lauf meiner Pistole. Das geweihte Silber zertrümmerte den Totenkopf. Es sprengte ihn regelrecht. Nach allen Richtungen flogen Knochenstücke durch die Luft.

Das Skelett ging zu Boden.

Die andern trampelten darüber hinweg. Sie kannten nur ein Ziel: sie wollten mich haben. Wie viele es dabei von ihnen erwischte, war ihnen gleichgültig. Nur der Erfolg war ihnen wichtig.

Meine nächste Kugel streckte einen weiteren Knochenmann nieder.

Aber die Front war damit nicht zum Stehen zu bringen. Sie rückte weiter vor, und damit sich die Distanz nicht verringerte, wich ich Schritt um Schritt zurück.

Die Knochenmänner fächerten auseinander. Hinter ihnen waren die Zombies. Sie füllten die gesamte Breite des Ganges aus. Von irgendwoher dröhnte plötzlich das gemeine Gelächter des Hexers.

»Jetzt steckst du ganz schön in der Klemme, Sinclair!« spottete Nash.

»Verdammt, warum versteckst du dich hinter deinen Marionetten?«

schrie ich zurück. »Warum trittst du mir nicht entgegen und mißt dich mit mir im Kampf?«

»Wir werden uns messen. Später, Sinclair.«

»Warum nicht gleich?«

»Weil die Zeit noch nicht reif ist.«

»Du meinst, ich bin noch nicht erschöpft genug. Du stellst dich erst zum Kampf, wenn deine Vasallen mich entkräftet haben.«

»Ich sehe keinen Grund, weshalb ich ein Risiko eingehen sollte. Ich weiß, daß du gefährlich bist.«

»Und ich weiß, daß du ein erbärmlicher Feigling bist!«

Der Hexer lachte wieder. »Gib dir keine Mühe, Sinclair! Du kannst mich nicht aus der Reserve locken! Wir werden einander gegenüberstehen, sobald ich es für richtig halte!«

Einer der Zombies drängte sich vor.

Diesen Leichtsinn büßte er mit seinem schwarzen Leben. Ich streckte ihn mit einer schnellen Kugel nieder. Er wälzte sich heulend auf dem Boden und lag gleich darauf still.

Sechs Kugeln hatte ich bereits aus der Waffe gejagt.

Ich mußte mit den beiden restlichen haushalten, durfte sie nicht vergeuden. Die Front der Opfer war mir nähergekommen, ohne daß es mir aufgefallen wäre. Nash hatte mich abgelenkt.

Noch einmal durfte ich ihm darauf nicht hereinfallen.

Die Schattenwesen provozierten mich. Ich sollte auch die restlichen beiden Silbergeschoße verfeuern. Sie sprangen vorwärts. Zwei Skelette waren bereit, sich zu opfern.

Sie stürmten heran.

Ihre Gelenke knarrten. Sie warfen die Arme hoch und schnellten sich mir entgegen. Beide erreichten mich gleichzeitig. Ich schlug einen Knochenmann mit dem Kruzifix nieder.

Den zweiten Angreifer machte ich mit einer Silberkugel fertig.

Nur noch eine Patrone! Die Aggression auf Seiten meiner Angreifer eskalierte. Eine Kugel. Viel Schaden konnte ich damit nicht mehr anrichten, das wußten sie und das wußte ich.

Wie eine Walze versuchten sie mich zu überrollen.

Ich marschierte ständig rückwärts. Der nächste Angriff, der die letzte Kugel aus meiner Beretta lockte, ließ nicht lange auf sich warten. Ein Untoter stieß zwei Skelette auseinander und attackierte mich.

Ich versuchte ihn mit dem Kreuz fertigzumachen. Er unterlief jedoch meinen Schlag und hämmerte mir seine Faust gegen den Rippenbogen, daß mir die Luft wegblieb. Es war ein Reflex, daß ich den Stecher durchzog.

Der letzte Schuß krachte.

Der lebende Leichnam brach tödlich getroffen zusammen. Er hatte sein schwarzes Leben auf den Sieg der andern gegeben. Sie waren

nicht mehr zurückzuhalten. Gleich einer Lawine kamen sie auf mich zu.

Ich hieb mit dem Kruzifix um mich, steckte gemeine Schläge ein, konnte hier und da einen Untoten niederschlagen, ein Skelett ausschalten, doch die Übermacht war zu groß. Ich bezog verdammt harte Prügel. Skelettarme sausten wie Knüppel auf mich herab.

Meine Gegner trieben mich immer weiter zurück, bis ans obere Ende einer Treppe – und dann versetzte mir einer von ihnen einen kraftvollen Stoß. Ehe ich begriff, wie mir geschah, fiel ich bereits.

Und dann arbeiteten nur noch meine im Kampf geprüften Reflexe.

Mein Körper straffte sich. Ich preßte Arme und Beine gegen den Leib, wurde zu einer Kugel und rollte die Stufen im Höllentempo hinunter. Harte Kanten hämmerten mir ins Kreuz. Der Schmerz verzerrte mein Gesicht. Es kam mir endlos lange vor, bis ich unten anlangte.

Zweimal überschlug ich mich noch, dann blieb ich liegen. Benommen, aber nicht erledigt. Ich kam mir vor wie ein Stehaufmännchen.

Trotz aller Bosheiten, die sich der Hexer einfallen ließ, kam immer wieder auf die Beine. So sollte es bleiben. Oscar Nash sollte mich nicht unterkriegen.

Ich richtete mich auf.

Seltsamerweise folgten mir die Marionetten des Hexers nicht.

Nicht einmal sehen konnte ich sie. Ich schüttelte den Kopf, um wieder einigermaßen klarzukommen und versuchte die Schmerzen zu ignorieren, die durch meinen Körper tobten. So draufgekriegt hatte ich lange schon nicht mehr. Aber ich wollte dem Hexer das alles heimzahlen. Bei der erstbesten Gelegenheit.

Doch sie war noch nicht gekommen.

Dafür erlebte ich eine Überraschung, die mich ziemlich aus der Fassung brachte.

»John!« rief jemand.

Die Stimme eines Mädchens. Eine bekannte Stimme. So rief nur eine: meine Freundin Jane Collins!

***

Dunkelheit umgab Joan Duxbury. Sie war in diesen schwarzen Schacht gestürzt, war mit den Füßen zuerst gelandet, und nun hatte sie heftige Schmerzen im linken Knöchel. War er gebrochen? Oder nur verstaucht? Sie wußte es nicht. Sie tastete danach. Der Knöchel war dick angeschwollen.

Gleich nach der harten Landung war Joan zur Seite gekippt und war mit dem Kopf gegen eine Wand geknallt. Das hatte ihr für kurze Zeit die Besinnung geraubt.

Eben erst war sie wieder zu sich gekommen.

Sofort schlich sich wieder die Angst in ihr Herz. Gedankenfetzen wirbelten durch ihren Kopf. Sie hatte das Spukhaus verlassen wollen, aber der Hexer hatte das rechtzeitig verhindert, indem er die Steinfiguren zum Leben erweckt hatte. Eines dieser Steinwesen hatte John Sinclair ausgeschaltet, und damit war ein Verlassen des Hauses bereits unmöglich geworden.

John! dachte das blonde Mädchen. Lebt er noch? Was hat dieser steinerne Kerl mit ihm gemacht? Was ist aus Professor Chandler geworden?

Joan hob den Kopf. Sie blickte zur Falltür hinauf. Die Öffnung war wieder geschlossen. Und sie, Joan, saß hier unten und war gefangen.

Vielleicht waren alle schon tot. Bald würde auch sie an die Reihe kommen, denn der Hexer ließ sich damit gewiß nicht lange Zeit.

Vorsichtig versuchte das Mädchen aufzustehen. Der Schmerz in ihrem Knöchel war glühend. Aber sie biß die Zähne zusammen und humpelte durch die Dunkelheit.

Mit einer Hand tastete sie sich an der Wand entlang. Sie erreichte einen Gang, ähnlich einem Kanalstollen. Er krümmte sich schon nach wenigen Yards, und der helle Schimmer von Tageslicht war zu erahnen.

Joans Herz schlug sofort schneller. Tageslicht! Was hatte das zu bedeuten? War sie auf dem Weg in die Freiheit? Sie wagte es nicht zu hoffen, weil sie Angst vor der Enttäuschung hatte.

Freiheit. Nicht mehr eingesperrt sein in diesem Spukhaus des Teufels. In dieser schrecklichen Menschenfalle, die so vielen schon zum Verhängnis geworden war. Gott, wäre das schön gewesen.

Joan Duxbury humpelte auf das Licht zu. Es wurde heller, füllte den Stollen mehr und mehr aus. Mit einemmal waren die Schmerzen in ihrem Knöchel nicht mehr so schlimm. Joan begann zu hoffen.

Weiter, drängte sie eine innere Stimme. Schneller. Vor dir liegt die Rettung. Du kommst durch.

Sie lief schon beinahe.

Der Stollen endete, und Joan trat in gleißendes Sonnenlicht. Sie war in einen Raum gelangt, dessen Decke aus einer massiven Betondecke bestand. Das Tageslicht fiel durch ein vergittertes Fenster, das jedoch so hoch oben war, daß man es nicht erreichen konnte, Die Mauern, die das blonde Mädchen umgaben, bestanden aus harten grauen Granitquadern.

Joan Duxbury blickte sich enttäuscht um.

Hier kam sie nicht ohne Hilfe raus. Aber wer hätte ihr helfen sollen? An der gegenüberliegenden Wand befand sich eine zweite Stollenöffnung. Wasserpfützen glänzten auf dem Boden. Der Stollen fand dort drüben seine Fortsetzung, doch Joan hatte plötzlich Angst, wieder in die Dunkelheit zu treten.

Sie versuchte an der leicht schrägen Wand hochzuklettern.

Sie wollte dieses vergitterte Fenster erreichen, doch sie rutschte immer wieder ab. Die Steinquader waren zu glatt. In ihrer Verzweiflung legte sie die Hände trichterförmig an den Mund und begann lauthals um Hilfe zu rufen. Sie schrie sich die Seele aus dem Leib, doch niemand reagierte darauf.

Joan war und blieb eine Gefangene des Hexers.

Du bist die einzige Überlebende! sagte sie sich. Aber das hat nichts zu bedeuten, denn schon sehr bald wirst auch du tot sein…

***

»Jane«, sagte ich verdattert. »Wie kommst du denn in dieses Haus?«

»Ich bin nicht allein hier«, antwortete die blonde Detektivin. »Suko und Bill Conolly sind bei mir.«

Ich blickte mich rasch um. »Wo sind sie?«

»Sie suchen dich.«

»Ihr habt keine Ahnung, wie gefährlich es in diesem Haus ist, sonst hättet ihr euch nicht getrennt«, sagte ich. »Wie seid ihr hereingekommen?«

»Das Tor war offen.«

»Er hat die verdammte Menschenfalle wieder geöffnet.«

»Wer?«

»Oscar Nash. Ein Hexer. Es ist sein Haus.«

»Ich habe dein Büro angerufen, wollte, daß du mit mir eine Ausstellung besuchst, aber Glenda Perkins sagte mir, du seist mit Professor Chandler, einem Parapsychologen, hierher gefahren.«

Ich nickte. »Nicht nur mit ihm. Seine Sekretärin und der Verwalter dieses Spukhauses begleiteten uns.«

»Ich setzte mich mit Suko und Bill in Verbindung, und wir kamen zu der Ansicht, daß du Hilfe brauchen könntest.«

Ich grinste. »Du sagst es.«

»Du siehst ziemlich erledigt aus, John.«

»So fühle ich mich auch«, gab ich zurück. »Der Verwalter und Professor Chandler sind tot. Was aus Joan Duxbury wurde, weiß ich nicht. Ich musste mein Leben verbissen verteidigen.« Mir fiel ein, daß meine Beretta leergeschossen war. Jetzt war Gelegenheit, die Waffe neu zu laden. Ich hängte mir das Kreuz um den Hals und wechselte das leere Magazin gegen ein volles aus.

»Vielleicht wäre es besser, wenn wir das Haus verlassen würden«, sagte Jane Collins.

Ich schüttelte heftig den Kopf. »Kommt nicht in Frage. Ich gehe nicht aus diesem Gebäude, bevor ich weiß, was aus Joan geworden ist. Vielleicht kann ich ihr noch helfen.«

»Ist sie sehr schön, John?«

»Was hat das denn damit zu tun?« fragte ich ärgerlich.
»Du weißt, daß du dein Leben aufs Spiel setzt, wenn du sie suchst.«
»Ich würde das für jeden Menschen tun, egal, wie er aussieht.«
»John!« schrie meine Freundin plötzlich auf, und ihre Augen weiteten sich. Sie blickte an mir vorbei. Ich kreiselte herum.
Da waren sie wieder, die Opfer des Hexers. Sie hatten mir nur eine kleine Verschnaufpause gegönnt. Nun formierten sie sich wieder zum Angriff. Langsam kamen sie die Treppe herunter.
Eine schweigende Wand.
Eine todbringende Wand, die Jane Collins und mich verschlingen wollte. Die Skelette klapperten die Stufen herunter. Die lebenden Leichen tappten hinter ihnen her. Ich hatte ihre Reihen dezimiert, aber es waren immer noch genug Gegner übrig.
»Schnell weg von hier!« rief die Detektivin.
»Und Suko und Bill?«
»Die schlagen sich schon durch. Sie sind bewaffnet.«
Wir wichen zurück. Ich bewegte mich nicht rasch genug. Jane trieb mich zu größerer Eile an. Ich hatte keine Ahnung, in welchem Teil des Hauses ich mich befand. Dabei hatte Nick Nagalesco einen Rundgang mit uns durch das Erdgeschoß gemacht. Nash schien die Räume verschachtelt zu haben. Er hatte die Anordnung auf den Kopf gestellt, um mich zu verwirren.
»Ich bin von da gekommen«, sagte Jane Collins und wies auf eine Tür.
Okay, durch diese Tür wollten wir uns absetzen. Aber es klappte nicht, weil der Hexer die Tür schon wieder magisch verriegelt hatte.
Jane rüttelte am Türknauf.
Die Knochenbande erreichte soeben das Erdgeschoß.
»Das gibt’s doch nicht!« keuchte Jane. »Hier war doch vorhin noch offen!«
»Hier drinnen gibt es nichts, was es nicht gibt!« klärte ich die Detektivin auf. Die Opfer des Hexers rückten näher.
»Aber wieso geht die Tür denn nicht mehr auf?«
»Nash hat einen magischen Riegel vorgeschoben.«
»Mist.«
»Laß mich mal«, sagte ich und schob Jane zur Seite. Ich wollte die Tür nach bewährter Manier mit dem Kruzifix knacken, doch plötzlich flog ein Knochenmann heran, und dann ging es schon wieder rund.
Das Skelett packte Jane und riß sie an sich.
Mein Blut geriet in Wallung, als ich das sah. Das Gerippe zerrte Jane mit sich. Jane stieß grelle Schreie aus, und sie rief immer wieder meinen Namen, aber ich konnte nicht zu ihr, denn zwischen uns hatte sich eine Zombiefront aufgebaut.
Ich zückte meinen Dolch und hieb damit auf die lebenden Toten ein.

Diejenigen, die ich mit der Klinge traf, brachen röchelnd zusammen. Ich schnitt, stach und stieß mich durch die Wand aus magischem Leben. Ich mußte zu Jane, koste es, was es wolle.

Links, rechts und vor mir sanken Zombies zu Boden.

»John!« kreischte Jane Collins schon wieder.

Hände ergriffen mich. Ich schüttelte sie ab, riß mich von ihnen los, stürmte vorwärts. Alles, was sich mir in den Weg stellte, machte ich nieder. Ich schlitzte Zombieleiber, hackte nach Skelettarmen. Mein Dolch bekam verdammt viel zu tun. Und ich schaffte es, bis zu Jane durchzukommen.

Die Knochenfinger des Skeletts fuhren meiner Freundin sofort an die Kehle. Der Kerl wollte mir zeigen, daß er Jane erwürgen würde, wenn ich den Versuch unternahm, ihn anzugreifen.

Aber er konnte mich von meiner Absicht damit nicht abbringen.

Ich schnellte mich ab.

Er drückte zu. Jane schrie, solange sie konnte. Dann riß ihr Schrei jäh ab. Doch im selben Moment war ich bei dem Gerippe. Er sollte Janes Leben nicht kriegen.

In diesem verdammten Haus waren schon genug Menschen gestorben.

Der Knochenmann riß sein Maul auf.

Ich stach mit dem Dolch hinein, drückte mit aller Kraft nach, rammte die Dolchspitze so weit wie möglich nach oben. Das Skelett wurde von einem heftigen Zittern erfaßt.

Es hing an meinem Dolch.

Jane hielt es nicht mehr fest.

Das Mädchen wankte mehrere Schritte zurück, während das Gerippe immer noch auf meinem Dolch hing. Kraftlos war es. Und leicht wie eine Feder. Es zerfiel. Die Kraft meines geweihten Silberdolches löste es auf.

Alle Knochen klapperten einzeln zu Boden.

Zuletzt wackelte nur noch der Totenschädel auf der Spitze meines Dolches. Ich schleuderte ihn den Zombies entgegen, die sich Jane wieder holen wollten. Sie hetzte los.

Ich lief hinter ihr her.

Eine Tür.

Jane riß sie auf. Diesmal klappte es. Das Mädchen eilte einen Gang entlang. Ich war dicht hinter ihr. Sie brauchte sich nicht nach mir umzusehen. Als sie es dennoch tat, rief ich: »Weiter! Weiter! Schau dich nicht um! Kümmere dich nicht um mich! Sieh zu, daß du dich in Sicherheit bringst!«

Ein Untoter war schneller als alle andern. Schwer schlug er mir seine Hand auf die Schulter und riß mich mit großer Kraft herum.

Ich hielt immer noch meinen Dolch in der Faust, und das wurde ihm

zum Verhängnis, denn ich stach aus der schwungvollen Drehung zu.

Bis zum Heft drang ihm die Klinge in den Leib.

Sein teigiges Gesicht verzerrte sich.

Seine blicklosen Augen quollen weit aus den Höhlen. Er stieß einen markerschütternden Schrei aus und ging in die Knie. Ich versetzte ihm einen Tritt. Er fiel gegen die nachfolgenden Opfer des Hexers.

Das verschaffte mir ein wenig Luft.

Ich konnte weiterlaufen.

Janes Füße hämmerten auf einer Wendeltreppe nach unten. Ich folgte ihr. »John!« rief sie mich. »Ich bin hier!«

»Du sollst dich nicht um mich kümmern!« gab ich keuchend zurück. »Ich komm schon zurecht!«

Ich erreichte die Wendeltreppe. Es fiel mir nicht gleich auf, denn es war düster. Aber dann bemerkte ich es. Und auch Jane Collins fiel es auf.

Die Wendeltreppe bestand aus Menschenknochen!

***

Jane wollte nicht mehr weiterlaufen, doch ich drängte sie, nicht stehenzubleiben. Die Knochen widerten sie an. Sie hielt sich daran nicht mehr fest. Zweimal stolperte sie, und wenn sie dabei nicht blitzschnell nach dem Handlauf aus Knochen gegriffen hätte, hätte sie sich bei einem Sturz erheblich verletzten können.

Auch mich widerte diese Wendeltreppe des Grauens an. Aber ich packte zu, ich hielt mich an den Knochen fest. Diesem verfluchten Hexer genügte es nicht, Menschen zu töten.

Er mußte auch noch ihre Gebeine zweckentfremden.

Ich haßte ihn deswegen.

Jane Collins erreichte das Ende der Treppe. Ich blickte nach oben.

Die Opfer des Hexers folgten uns nicht mehr. Hatten sie die Lust daran verloren? Oder hatten sie ihre Aufgabe erfüllt? Die Aufgabe, Jane und mich in die Hände des Hexers zu treiben!

Die Detektivin wartete auf mich, obwohl sie das nicht hätte tun sollen. »Weiter, Jane!« keuchte ich. »Noch sind wir nicht in Sicherheit!«

Vor uns lag ein dunkler Stollen. An seinem Ende war Licht zu sehen. Tageslicht. Darauf eilten wir zu. Atemlos erreichten wir einen großen lichtdurchfluteten Raum, und da sah ich Joan Duxbury wieder.

Sie saß auf dem Boden. Ihre Augen schwammen in Tränen. Sie schien sich selbst aufgegeben zu haben. Als sie mich erblickte, sprang sie auf, eilte mir entgegen und warf sich mir in die Arme.

Mir war das wegen Jane Collins ein wenig peinlich. Die Situation konnte leicht mißverstanden werden. Aber Joans Reaktion war verständlich. Sie hatte sich damit abgefunden, allein auf den Tod

warten zu müssen, und plötzlich glaubte sie, mit meiner Hilfe noch eine Chance zu haben.

»John!« schluchzte sie. »Oh, John, es ist alles so furchtbar. Wo ist Professor Chandler?«

»Tot«, sagte ich leise. »Er ist leider tot.«

»Schrecklich.«

»Ja«, bestätigte ich mit rauher Stimme.

Plötzlich vernahm ich das gemeine Lachen des heimtückischen Hexers. Ganz nahe. Und mit einemmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Was hatte Jane Collins gesagt? Glenda Perkins habe ihr verraten, wohin ich mich begeben hatte. Das konnte nicht stimmen, denn meine Sekretärin hatte davon keine Ahnung. Also hatte Jane Collins nicht die Wahrheit gesagt.

Doch Jane hatte mich noch nie belogen.

Folglich war Jane nicht Jane!

Ich drehte mich wütend herum. Der Hexer hatte mich geleimt. Er hatte mich in der Gestalt von Jane Collins dorthin gelockt, wo er mich haben wollte. In diesem Verlies sollte sich Joan Duxburys und mein Schicksal erfüllen. Ich war Nash auf seinen hinterhältigen Trick hereingefallen. Ahnungslos war ich »Jane Collins« über die knöcherne Wendeltreppe gefolgt.

Suko und Bill Conolly befanden sich bestimmt nicht im Schattenhaus, das konnte ich mit Sicherheit annehmen.

Ich sah Jane.

Sie stand da und lachte mit der Stimme des Hexers. Mir lief es kalt über die Wirbelsäule. Das Mädchen begann sich zu verändern. Sein Gesicht wurde alt und häßlich, wurde zum Antlitz eines furchterregenden Alten.

Das war Nash!

Ein triumphierendes Leuchten war in seinen bösen Augen. Kein Wunder. Er hatte allen Grund, sich zu freuen. Bisher hatte alles so geklappt, wie er es gewollt hatte.

Es war ihm gelungen, zwei weitere Seelen an die Hölle weiterzureichen, und nun wollte er uns ans Leben gehen. Während er sich weiter veränderte, krallte sich Joan an mir fest.

Er kam nicht näher, sondern trat mehrere Schritte zurück. Ich wollte nicht auf seinen Angriff warten, sondern zuerst zuschlagen.

Aber Joan Duxbury behinderte mich.

Ich versuchte sie abzuschütteln, doch sie hielt sich nur noch fester abei mir an. Indessen verwandelte sich Oscar Nash in ein mordgieriges Krokodil. In dieser Gestalt hatte er viele Menschen getötet.

Nun sollten wir an der Reihe sein.

***

Aber nicht mit mir! dachte ich. Ich riß mich von Joan Duxbury los.

Es mußte sein. »John!« schrie sie auf.

»Zurück!« rief ich ihr zu. »Gehen Sie zurück!«

Sie gehorchte. Aber Oscar Nash setzte seine Gemeinheiten fort. Ein Klappern auf der Knochenwendeltreppe. Zwei Skelette stürmten die Stufen herunter.

»John!« schrie Joan Duxbury erneut.

Ich schwang herum, riß meine Beretta aus der Schulterhalfter und richtete sie auf das erste Skelett, das aus dem Stollen kam. Es wollte sich auf Joan stürzen. Da krachte mein Schuß.

Der Knochenmann wurde von meinem geweihten Silberprojektil gepackt, hochgerissen und gegen die Granitwand geschleudert.

Ebenso verfuhr ich mit dem zweiten Angreifer. Blitzschnell zog ich den Stecher durch. Abermals krachte meine Pistole. Das Skelett wurde vom Silbergeschoß buchstäblich zertrümmert.

Und nun zu Nash! sagte ich zu mir.

Gleichzeitig wirbelte ich herum, aber die Stelle, wo sich das gefährliche Krokodil befunden hatte, war leer. Dafür lag das Monster nun dort auf dem Bauch, wo die beiden Gerippe ihr unseliges Leben verloren hatten.

Mehr breit als hoch lag das Reptil vor uns. Eine geschuppte Bestie.

Geballte tödliche Kraft! Häßliche Zähne schimmerten uns entgegen.

Ich ergriff Joan Duxbury und beförderte sie schwungvoll hinter mich, damit sie nicht zwischen das Krokodil und mich geriet.

»Halten Sie sich im Hintergrund!« keuchte ich, ohne den Hexer aus den Augen zu lassen.

Ich wollte es ihm mit der Beretta geben. Hastig richtete ich die Waffe auf seinen widerlichen Schädel. Er riß sein Maul auf, und ehe ich abdrücken konnte, schoß mir wie aus einem Flammenwerfer eine heiße Feuerlohe entgegen. Die Hitze verbrannte meine Finger.

Ich schrie unwillkürlich auf und ließ die Pistole fallen. Ein wahnsinniger Schmerz raste in meinem Arm hoch.

Ich griff nach meinem Dolch.

Die nächste Feuerlohe traf mich. Es roch nach verbranntem Haar.

Die Hitze nahm mir den Atem. Mein Gesicht schmerzte. Aber ich gab nicht klein bei. Halb blind stürzte ich vorwärts.

Der nächste Flammenstrahl traf meine Beine. Meine Hosen fingen Feuer. Ich schlug so lange auf die Flammen, bis sie erloschen. Dabei beachtete ich einen Augenblick den Hexer nicht.

Pfeilschnell schoß er heran.

»John!« warnte mich Joan Duxbury.

Ich wich zurück, patschte durch eine Pfütze, stieß mit dem Schuhabsatz gegen ein Hindernis und fiel. Sofort wollte sich das geschuppte Ungeheuer auf mich stürzen, doch ich rollte zur Seite,

stemmte mich hoch und stach mit dem Dolch zu.
Die Klinge traf ein Auge der Bestie. Daraufhin gebärdete sich das Krokodil wie verrückt. Es warf sich hin und her. Sein gefährlicher Schwanz peitschte die Luft und traf mich. Um ein Haar hätte mich das Höllenwesen erschlagen. Benommen kämpfte ich mich hoch. Ich warf mich auf das Untier und stach nach dem zweiten Auge.
Treffer!
Das Reptil schnellte hoch. Es sah mich nicht mehr, biß nach allen Seiten. Hart klappten die gefährlichen Kiefer immer noch zusammen. Mir war klar, daß Nash noch nicht erledigt war, aber er war bereits dem Untergang geweiht. Ich durfte jetzt nur nicht mehr lockerlassen.
In Gedankenschnelle nahm ich mein Kreuz ab. Ich preßte es dem Hexer auf den geschuppten Rücken. Nash brüllte auf. Der Schuppenpanzer schmolz da, wo ihn das Kruzifix berührt hatte.
Nash warf sich zur Seite. Er wälzte sich über den Boden. Mehrmals rollte er herum. Als sein Bauch wieder einmal oben war, nahm ich meine Chance wahr. Ich ließ mich auf das Reptil fallen.
Es wollte mich mit seinen Krallen verletzten. Ich wich den Hieben aus und stach zu. Einmal nur. Aber kraftvoll. Die Klinge meines geweihten Silberdolchs drang bis zum Heft in den Leib des Krokodils.
Ich riß sie nicht aus der Wunde, sondern zog sie mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft von oben nach unten. Der Körper des Ungeheuers brach auf.
Stinkende Dämpfe stiegen daraus empor. Die Macht des Bösen verließ den zuckenden Leib, dessen Inneres zu brodeln anfing und innerhalb weniger Sekunden verdampfte.
Dunkelgraue Schwaden krochen träge durch den Raum und lösten sich auf. Die geschuppte Hülle des Monsters, das so viele Menschen getötet hatte, erstarrte und zerfiel. Bald war von dem Reptil nichts mehr übrig. Ein schrilles Knirschen veranlaßte mich, blitzschnell herumzufahren.
Die Knochenwendeltreppe war von Geisterhand in Schwingung versetzt worden. Sie wurde immer instabiler, und schließlich stürzte sie in sich zusammen. Für mich war dies ein Zeichen, daß das Böse dieses Schattenhaus verlassen hatte. Ich ging zu Joan Duxbury. Sie lehnte zitternd an der Wand und schien es noch nicht fassen zu können, daß sie über die Runden gekommen war.
»Es ist vorbei«, sagte ich und ergriff ihre Hand.
Wortlos humpelte sie mit mir. Wir schritten durch den Stollen, kletterten eine Leiter hoch und gelangten in die Halle des Spukhauses. Es war deutlich zu spüren, daß die Mächte der Finsternis das Gebäude verlassen hatten.
Nashs Haus war keine Menschenfalle mehr.
Nun konnte es jeder betreten, ohne Gefahr zu laufen, daß ihm etwas

Schreckliches zustieß. Aber es war ein hoher Preis dafür bezahlt worden.

Als wir aus dem Gebäude traten und Joan den Princess des Professors erblickte, weinte sie.

»Was werden Sie jetzt tun?« fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich noch nicht. Erst einmal werde ich ein paar Wochen bei meinen Verwandten auf dem Land verbringen, um diese schrecklichen Erlebnisse zu vergessen. Danach werde ich mich um einen neuen Job umsehen. Aber ich werde bestimmt nicht mehr als Sekretärin eines Parapsychologen arbeiten.«

»Das kann ich verstehen«, sagte ich und wandte mich um. Ich verließ dieses Haus als Sieger und Geschlagener. Ich hatte zwar Oscar Nash zur Hölle geschickt, aber es war mir nicht gelungen, Nick Nagalesco und Charles Chandler vor Schaden zu bewahren, und das war ein bitterer Wermutstropfen bei der Angelegenheit…

ENDE